

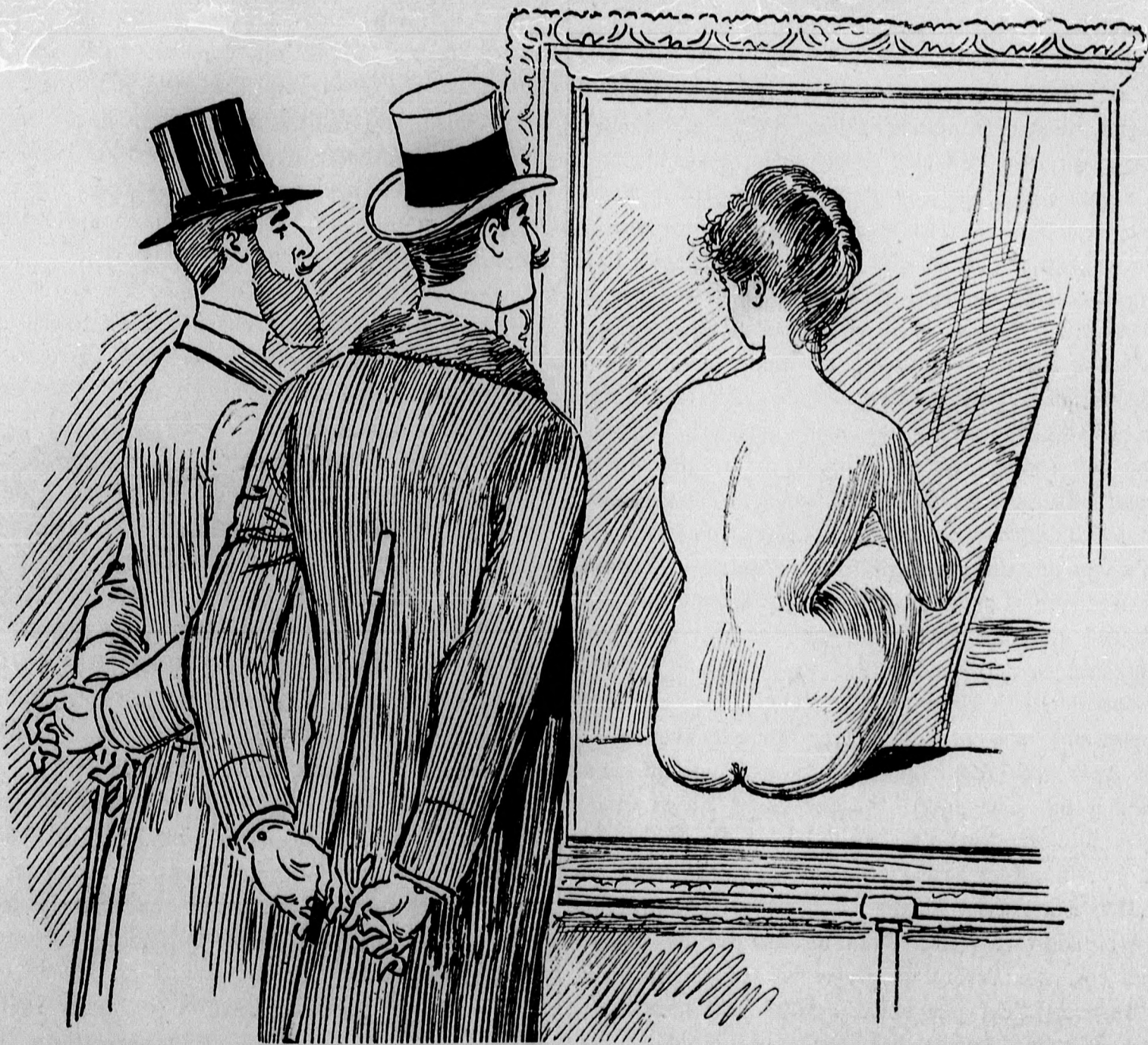


Pikante und heitere
Blätter.



Er scheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. = 90 Pfenn. S.

In der Bilderausstellung.



— Sehr bemerkenswerth, mein Lieber! Man sagt, Das wäre nach einem Portrait gemalt . . .
 — Es kommt mir in der That sehr bekannt vor . . .

Unschuldig verdächtigt.

Von Catulle Mendès.

Zwischen den in einander gemengten, verschiedenfarbigen Haaren erhob sich ein Kleinwenig ein Haupt und fragte:

— Und Ludovic?

— Ach, der arme Junge! erwiderte Therese mit einem perlenden Lachen, das gleichsam jede Silbe dieser wenigen Worte in Musik setzte.

Und dann brach sie in eine so tolle Heiterkeit aus, daß es war, als würden zwischen den Spitzen der Bettvorhänge zwanzig Vöglein mit munterem Flügelschlag und fröhlichem Gezwitz her vorflattern. Und in dem kleinen, schönen, duftigen Gemach schien Alles mitzulachen: der helle Stoff der Möbel, — Perlgrau mit Goldstickerei — die Nippfächer auf dem Kaminstihs, die Röcke, die rund auf dem Teppich lagen, die Nieder, die ihr Surah-Butter zeigten, die Strümpfe von schwarzer Seide und die Strümpfe von rosa Seide und die hundert niedlichen, zarten Säckelchen, die in aller Hast in dem Zimmer umhergestreut worden.

Doch während Therese in einer wohl verschlossenen Wohnung sich in dieser Weise belustigte, war Ludovic, der in den Straßen umherirrte, weit entfernt, so guter Laune zu sein. In dem Augenblicke, da er die Treppe herabgestiegen war, um auszugehen, hatte der Hausmeister ihm einen Brief eingehängt und nun hielt er jeden Augenblick stille, um den schändlichen Inhalt dieses nicht unterschriebenen Zettels wieder und immer wider zu lesen. Es gibt gewiß nichts Verächtlicheres, als eine anonyme Angeberei, ausgehend von der blöden Nachsicht einer ehemaligen Geliebten oder einer entlassenen Dienerin. Wird ein vernünftiger Mensch sich darüber beunruhigen? Und war übrigens Ludovic der Tugend Therese's nicht vollkommen sicher? Seit zwei Jahren schon gab sie ihm Beweise ihrer Zärtlichkeit und Treue, — Beweise, die dem Mißtrauischesten und Eifersüchtigsten genügt haben würden. Sie fand keinen Gefallen an Gesellschaften, war fast immer zuhause, ließ sich bitten, um ins Theater oder auf einen Ball zu gehen, war nicht einmal kokett und sparte sich voll und ganz für ihn auf. Wenn er an Winterabenden ihr einen Ausgang vorschlug, erwiderte sie ihm mit einem vielverheißenden Lächeln: „Sind wir hier, am traulichen Kamin, für uns allein, nicht besser aufgehoben? Laß uns zuhause bleiben; ich will den Schlafrock von strohgelbem Foulard anlegen, der so durchsichtig ist und den Du vorziehst, weil einige Knöpfe daran fehlen; ich werde Thee machen und mich in dem großen Fauteuil ausstrecken; Du wirst zu meinen Füßen knien und wirst mir allerhand hübsche Dinge ins Ohr flüster.“ Eines Tages sah sie in irgend einem Museum ein altes Spinnrad, das einst irgend einer Burgherrin gehört haben mochte, und erklärte, daß sie ganz glücklich wäre, wenn sie ein solches besitzen könnte. Wie kann man die Ehrbarkeit einer Frau verdächtigen, die spinnen will? Und doch war Ludovic in großer Erregung. Allerdings war der anonyme Brief sehr deutlich. Alles war darin angegeben: der Tag, die Stunde, das Haus, das Stockwerk, wo er die Schuldigen überraschen und sich von dem Betrug überzeugen könne; nur der Name des Geliebten war nicht ange-

geben. Und ein kleiner Schlüssel lag dem Briefe bei; — wie die anonyme Brieffschreiberin versicherte, war es der Schlüssel jener Wohnung, wo die Schuldigen zusammenkamen.

Allerdings hatte Therese gerade an diesem Morgen sich in aller Hast angekleidet und das Haus verlassen, ohne zu sagen wohin sie ging. Ein seltsames Zusammentreffen! Ei, gleichviel! trotz der bestimmten Angaben, trotz des Schlüssels, der es ihm so leicht machte, die Sache aufzuhellen, trotz des unerklärlichen frühen Ausganges wird er sich durch keine eifersüchtige Anwandlung verleiten lassen; er wollte und wird Therese nicht verdächtigen. Sie eine Verrätherin! ah, Das war nicht möglich! Mit ein wenig Einbildungskraft konnte Jedermann solche Einzelheiten ersinnen, die einige Wahrscheinlichkeit für sich hatten. Und der Schlüssel? Was bewies denn der Schlüssel? Man findet Schlüssel so viel man will. Therese ging wahrscheinlich zu ihrer Mutter oder in das Bad, oder in die Kirche, denn sie war eine fromme, gottesfürchtige Seele. Er war entschlossen, den anonymen Brief nicht weiter zu beachten. Er wird ruhig heimkehren, ohne die ihm bezeichnete Straße auch nur aufzusuchen. Wozu denn auch? Er wird seine Geliebte zuhause erwarten, in diesem trauten Neste, wo sie gewiß bald erscheinen wird, und da werden sie Beide herzlich lachen über den Streich, den man ihnen spielen wollte. Sein Entschluß war so fest, daß er zur bestimmten Stunde wie ein Narr, vier und vier Stufen nehmend, die Treppen jenes Hauses hinaufeilte, das der anonyme Brief ihm bezeichnete, mittelst des ihm übersandten Schlüssels öffnete, ein Vorzimmer, einen Salon, ein Boudoir durchschritt und so vor einer verschlossenen Thür ankam, hinter welcher er ein Flüstern und ein unterdrücktes Lachen vernahm. Alle Teufel! er erkannte eine der lachenden Stimmen! Der Brief hatte nicht gelogen: Therese betrog, beschimpfte ihn!

— Öffnet, ihr Glenden! schrie er.

Das Gelächter verstummte mit einem Male.

— Öffnet, ich bin's! öffnet! sage ich.

Er vernahm ein Rascheln, wie von Kleidern, die man in aller Eile zusammenrafft.

— Hoffet nicht meiner Rache zu entgehen! Wenn ihr nicht öffnet . . .

Jetzt wurden in dem verschlossenen Zimmer Möbel hin- und hergeschoben.

— Wenn ihr nicht öffnet, stoße ich die Thüre ein!

Jetzt hörte er nichts mehr. Das Zimmer schien leer zu sein.

Da warf er sich gegen die Thüre und bearbeitete diese mit dem Kopfe, mit den Schultern, mit den Füßen, mit dem Ellbogen. Aber die Thüre war fest und widerstand seinen Anstrengungen. Es dauerte eine geraume Weile, bis die Bretter nachzugeben begannen. Er raffte alle seine Kräfte zu einem letzten Stoße zusammen — da ging die Thüre von selbst auf. Ludovic sah Therese mit ihrer Freundin Valentine, Beide vollständig angekleidet, mit dem Hut auf dem Kopfe, gleichsam bereit zum Ausgehen, nicht im Geringsten erschreckt, vielmehr ihm ins Gesicht lachend.

„Gestehen Sie, mein Herr, sagte Therese ruhig, daß Sie durch Ihre unverschämte Eifersucht wohl verdient haben, daß man sich über Sie lustig mache und Ihnen nicht sogleich die Thür öffne.“

Und in dem kleinen, schönen, duftigen Gemach war jetzt Alles in schönster Ordnung; es lagen keine Röcke mehr auf dem Fußteppich, auch keine Mieder mit Surah-Futter, auch keine Strümpfe von schwarzer Seide und von rosa Seide.

Ludovic empfand große Freude, aber auch schwere Gewissensbisse. Jawohl, er hatte verdient, daß man sich über ihn lustig mache und er hatte noch Schlimmeres verdient. Er hatte an Theresens Tugend gezweifelt! Er hatte geglaubt, daß sie in den Armen eines Geliebten lache, während die arme Unschuld ganz einfach ihrer Freundin Valentine einen Besuch machte, einer Freundin aus der Kinderzeit, die sie zuweilen aufsuchte und die sie sicherlich abholen wollte, um in ihrer Gesellschaft einen Spaziergang oder einige Einkäufe zu machen. Ha, wenn er den Schreiber oder die Schreiberin des anonymen Briefes, den Einsender oder die Einsenderin des Schlüssels jetzt bei der Hand gehabt hätte! Indes, die Niedertracht eines Andern war keine Entschuldigung seines eigenen Fehlers. Man hatte ihn belogen, aber er hätte der Lüge keinen Glauben schenken dürfen; er hatte Lust, sich selbst zu fluchen, sich die Haare auszuraufen. Wäre Valentine nicht dabei gewesen, er würde sich seiner Geliebten, der so unschuldig Verdächtigten, zu Füßen geworfen und mit Thränen in den Augen ihre Vergebung angefleht haben. Oh, wie wird er sie um ihre Gnade bitten, wenn sie erst allein sein werden! Einstweilen stammelte er demüthige Worte und da er keine Haltung zu finden vermochte, entfloß er schließlich mit beschämter und verlegener Miene. Aber er hatte sein Plänchen. Er warf sich in einen Miethwagen, ließ sich nach der Rue de la Paix fahren, trat bei einem Juwelier ein und kaufte ein Halsband und Armbänder von Perlen. Sodann ließ er sich zu einem Modeladen bringen und kaufte da die kostbarsten Stoffe ein. Und so fuhr er, ohne eine Minute zu verlieren, von Laden zu Laden. Und als er in seine Wohnung heimkehrte, wo Therese, die arme Verleumdete, tief gekränkt in einem Winkel saß, bot er ihr stillschweigend und gesenkten Hauptes, weil er sie nicht anzusehen wagte, alle die herrlichen Stoffe, weit auseinander gefaltet, und alle die Schmuckgegenstände, die in den geöffneten Etuis schimmerten, zum Geschenke an. Allein, sie achtete nicht darauf. Nicht durch Geschenke, so reich sie auch seien, konnte man ihre beleidigte ehrliche Seele wieder versöhnen.

— Ludovic! sprach sie mit einem Seufzer, der ihm Thränen der Reue erpreßte, — Ludovic, Sie sind sehr strafbar! In Gegenwart Valentines habe ich mich bemüht, meinen Kummer nicht merken zu lassen und die Sache von der spazigen Seite zu nehmen; allein mein Herz ist von einer Wunde getroffen, die lange Zeit bluten wird.

Und Therese sah in der That aus wie eine Person, der ein unerwarteter Schimpf angethan worden. Doch ihre Traurigkeit hinderte sie nicht, milde gegen ihn zu sein. Als Ludovic zu ihren Füßen liegend, die Hände flehend zu ihr emporgestreckt, sie seiner ewigen Reue versicherte, konnte sie ihre Rührung nicht verbergen; ihre Blicke verloren ihre Strenge und als sie, zur Seite schielend, die Juwelen und prächtigen Stoffe erblickte, hatte sie ein barmherziges Lächeln. Als nun Ludovic sah, daß ihm Verzeihung geworden, war sein Herz voll Dankbarkeit und Bewunderung. Sie war nicht bloß die Keuscheste aller Vielgeliebten, sie verband mit der vollkommenen Ehrbar-

keit die vollkommene Güte! Alle Tugenden waren hier vereinigt. Und als ob er eine Heilige berühren würde, so andächtig nahm er diese fein geformten Füßchen in seine Hände, die unter dem Saume ihres Kleides hervorlugten, weil sie in ihrer Güte ihn gewähren ließ; und er küßte diese Füßchen, küßte sie wieder und immer wieder, mit einer Art frommer Inbrunst . . .

Doch plötzlich fuhr er wie von einer Schlange gestochen empor und schrie:

— Madame!

— Nun, was haben Sie, Ludovic?

— Ihre Strümpfe, Madame!

Und man muß gestehen, daß an Ludovic's Stelle auch viele Andere erstaunt gewesen wären; denn Therese trug an einem Bein einen Strumpf von schwarzer, an dem andern Bein einen Strumpf von rosa Seide.

Mein Gott! wenn man es so eilig hat . . .

Bunte Einfälle.

Der erste Fehltritt ist der süßeste, aber auch die folgenden sind nicht zu verachten.

*

Uebertriebener Idealismus ist gefährlich, er hat schon so Manchem ein — Weib zugeführt.

*

Junge Mädchen beweisen großen Wissensdurst Dingen gegenüber, die sie — nicht wissen sollen.

*

Von der Hoffnung und von den Frauen läßt man sich immer wieder gerne betrügen.

*

Es ist unangenehm, eine Frau zu lieben, welche einen — Tugendpreis anstrebt.

*

Der Idealist träumt von den Frauen, der Realist schläft mit ihnen.

*

Viele Männer glauben nicht so leicht an die Unschuld der Mädchen, — sie wollen davon überzeugt werden.

*

Die Liebe ist das Talent der Frau.

*

Eine Frau erklärt ihre Liebe mit einem Blick, ein Mann mit hundert Worten.

*

In der Ehe darf es keinerlei Geheimnisse geben, am allerwenigsten Toilettengeheimnisse.

*

Die Frauen heirathen oft den dümmsten Kerl und lieben sogar einen geschiedten Mann!

*

Einer decolletirten, schönen Frau gewährt der Mann am ehesten die — theuersten Toiletten.

v. Sándory.



Wer trägt die Schuld?

In vieldeutiges Lächeln umspielte die Lippen des Barons Adhémar von Bricquing, als der Notar nach jenem Abschnitte des Ehevertrags, welcher die beiderseitigen Heiraths-Ausstattungen enthielt, folgende Bestimmung las:

„In Gemäßheit eines Majorats-Gesetzes, welches in der Familie Bricquing seit dem VIII. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung besteht und welches die Großtante des mehrfach erwähnten Freiherrn von Bricquing, die Frau Gräfin Dorothea von Blacemburg, wohnhaft zu Wien in Oesterreich, durchzuführen hat, wird dem Ehepaare Bricquing eine Summe von zwei Millionen Francs unter der Bedingung ausbezahlt werden, daß aus ihrer Ehe im Zeitraum von fünf Jahren ein Kind hervorgehe. Nach Verlauf dieser Frist und insofern ein Leibeserbe des obengenannten Ehepaares nicht gekommen wäre, geht der Betrag von zwei Millionen Francs in das Eigenthum des adeligen Damenstiftes zu Prag über.“

Das Lächeln des Barons Adhémar von Bricquing während der Verlesung dieser Klausel des Ehevertrages wollte besagen, daß seine Großtante, die Frau Gräfin Blacemburg zu Wien, einen großen Beweis von Güte an den Tag gelegt habe, indem sie ihm einen Zeitraum von fünf Jahren einräumte. Bertha von Médisee, seine Zukünftige, sah ganz darnach aus, daß sie sich in Eile an die Vorbereitung des Kinderzeugs machen werde. Und was ihn selbst betrifft, so war er durchaus von dem Zuschnitt, um die zwei Millionen sich baldigst zu sichern. Da die Hochzeit im Monat September stattfand, mußte nach seinen Berechnungen das Majorat um die Mitte des Monats Juni, kurze Zeit nach dem Rennen um

den Grand-prix fällig werden, just zu dem Zeitpunkte, da er mit seiner Gemahlin nach Schloß Bricquing abzureisen gedachte, welches Schloß übrigens einiger Verbesserungen bedurfte, deren Kosten das Majorat reichlich bestreiten wird.

Drei Tage später fand unter großem Gepränge die kirchliche Trauung statt. Ein Bischof in partibus segnete das junge Paar ein und hielt bei dieser Gelegenheit eine erbauliche Trauredede über das Thema „Seiet fruchtbar und vermehret Euch!“

Die jungen Ehegatten merkten sich Dies mindestens ebensogut wie die gewisse Klausel des Ehevertrages und gingen um acht Uhr Abends zu Bette, und zwar in ihrer Pariser Wohnung. Sie machten keine Hochzeitsreise, weil es in den Waggons-lits starke Stöße gibt. Das war nicht ihre Sache.

*

Es gingen Monate dahin. Das Rennen um den Grand-prix hatte — wie gewöhnlich — im Juni stattgefunden. Und wie gewöhnlich war Adhémar zwei Wochen nach dem Grand-prix nach Bricquing abgereist. Aber . . . das Schloß wurde dieses Jahr nicht in Stand gesetzt.

Und auch im nächsten Jahre nicht. Achtzehn Monate waren seit der Hochzeit verflossen und keinerlei Hoffnung dämmerte über dem ehelichen Lager. Wohl hatte man noch dreiundeinhalb Jahre vor sich; allein, die Verzögerung machte ihnen Sorgen und eines Morgens legte sich Adhémar, vor seinem Spiegel sitzend, die ewige große Frage der kinderlosen Ehen vor:

— Wer trägt die Schuld?

Eine Stunde später befand er sich in dem Konsultationszimmer eines alten, dem Hause befreundeten Arztes, welcher, nachdem er Adhémars über tausend und ein Details, über seine Vergangenheit und seine Gegenwart ausgefragt hatte, sich mit einem Augenzwinkern folgendermaßen vernahmen ließ: „Ihr Fall ist mir ganz klar: Sie lieben sich zu sehr, Sie und Ihre Gemahlin.“

Ah! Von da ab liebten sie sich weniger.

Nachdem aber sechs Monate später ihre jetzt mit dem „Bummelzug“ reisende Liebe ebensowenig Erfolg hatte wie früher, da sie noch mit dem Sitzzug reiste, suchte Adhémars mit betrübter Miene einen sogenannten Fürsten der Wissenschaft, den Doktor Dutard auf. Dieser ließ ihn gar nicht ausreden. „Mein Gott, douchen Sie sich, wenn Sie wollen“ — unterbrach er ihn; „aber glauben Sie mir, daß an der Kinderlosigkeit in den seltensten Fällen der Mann die Schuld trägt. Mir ist in meiner ganzen Praxis ein einziger solcher Fall bekannt. Darum bitte ich Sie, mir unverzüglich Ihre Frau Gemahlin zu senden.“

Adhémars duschte sich, was nicht schwer war. Umso schwerer war es, Bertha zu bestimmen, daß sie sich zu dem „Fürsten der Wissenschaft“ begeben. Sie sprach über die Sache mit ihrer Mutter und Frau von Médisee stieg sogleich auf das hohe Roß.

— Hat man je Dergleichen gehört? Was soll Das heißen? Meiner Tochter die Schuld zuschreiben zu wollen! Lächerlich! In der Familie Médisee hat es seit Erschaffung der Welt keine Unfruchtbarkeit gegeben! Bin ich etwa unfruchtbar gewesen?

Allein, Bertha war eine praktische Frau. Die zwei Millionen wären ihnen in diesem Augenblicke sehr gut gekommen. Im Hause Bricquing wurde ein kostspieliges Leben geführt. Man hatte auf das Majorat sogar ein kleinwenig Schulden gemacht. Es war wohl der Mühe werth, sich ein halbes Stündchen einem Arzte zu zeigen, der ja schon Vieles gesehen hat. Es wäre doch dumm, sich zwei Millionen Francs von dem Prager adeligen Stifte wegschnappen zu lassen.

Frau von Médisee fügte sich diesen Erwägungen ihrer Tochter. Frau Bertha konsultirte denn vierzehn Spezialisten, die einhellig erklärten, daß sie vortrefflich gebaut sei und ihr im Uebrigen den Gebrauch von vierzehn verschiedenen Heilbädern empfahlen.

Man entschied sich für zwei dieser Bäder und Bertha reiste ab.

Adhémars duschte sich inzwischen.

*

Diese Einleitung führt uns zum Monat Oktober 1888. Adhémars und Bertha sind wieder auf ihrem Schlosse Bricquing vereinigt. Die verhängnißvolle Frist läuft im September nächsten Jahres ab, und sie hatten daher nur mehr eilf Monate vor sich. Was sage ich: eilf Monate? Ach, in Wirklichkeit waren es nur zwei. Binnen sechszig Tagen mußten die Aspiranten auf das Blakenburg'sche Majorat im Besitze eines Kreditbriefes sein, den sie erst neun Monate später vorzeigen durften. Bis jetzt zeigte sich aber nichts am Horizont. Das Nider von gestern wird Bertha auch morgen anlegen können. Das Ehepaar Bricquing wüthet.

Wir haben schon weiter oben bemerkt, daß Frau Bertha eine praktische Dame war. Wir fügen hinzu, daß sie, frei von allen idealistischen Neigungen, die Mittel und Wege zur Erlangung der zwei Millionen keineswegs verschmäht haben würde, wenn die Sache nicht allgemach in ihren Augen den Anschein einer Pflicht, eines Frohdienstes angenommen hätte. Wenn Adhémars das eheliche Gemach betrat, sah er aus, als ob er in ein Amtsbureau käme, wo er eine Arbeit zu verrichten hatte. Das war abscheulich! — und eines Morgens, als Adhémars sie verlassen hatte, um zu seiner Douche zu gehen, begann Frau Bertha über die Sache nachzudenken und sie fragte sich:

— Wie, wenn dennoch an Adhémars die Schuld läge? Es würde wohl die Mühe lohnen, sich zu überzeugen . . .

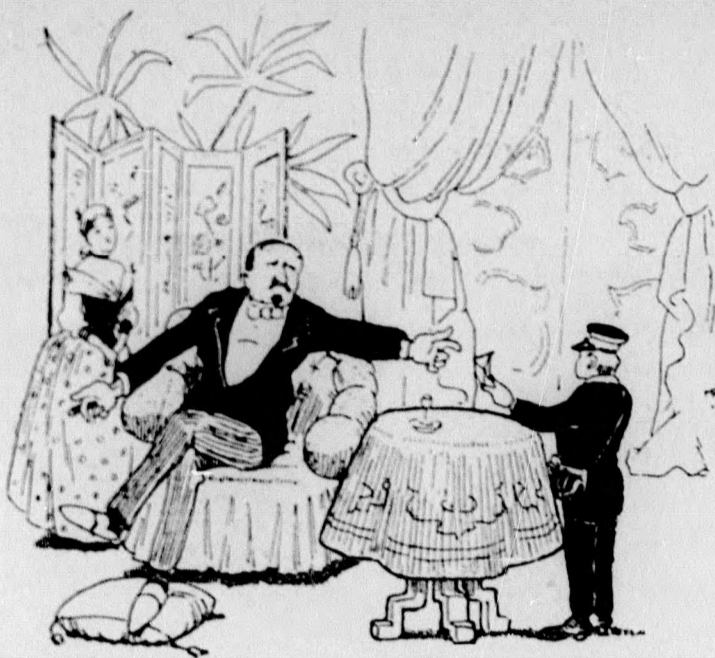
Und so geschah es, daß sie an diesem Tage ihren Gutsnachbar, Herrn Médéric von Carmagnol, der ihr seit einem Jahre vergeblich den Hof machte, nicht länger schmachten ließ. Ihre Hingabe an ihn war eine so vollständige, daß sie Herrn Médéric in Erstaunen versetzte. Aber Dies war auch Alles. Kein Entzücken, keine Liebesjungen, nichts von Alledem, was das liebende Weib verräth. Es war ganz einfach ein Versuch, den sie machte und den sie gewiß nicht wiederholen wird. Seit einem Jahre schon beobachtete sie Médéric; sein Körperbau und seine Strammheit schienen ihr wahrhafte Fähigkeiten zur Vaterschaft zu verrathen; aber sie brauchte eine verläßliche Probe seiner Eignung zur Gewinnung der zwei Millionen. Diese Probe hatte sie eines Tages erhalten in einer so offenkundigen Weise, wie sie es nur immer wünschen konnte. Sie hatte nämlich zufällig bemerkt, wie Médéric in einem Korridor des Schlosses ihrer Kammerzofe Mariette ein Bankbillet in die Hand drückte. Nun verrieth aber Mariette schon seit einiger Zeit in ihrem Gange und in ihrer körperlichen Beschaffenheit durch untrügliche Zeichen, daß das Geld, welches sie von Médéric erhalten, alle Aussicht habe, die Kosten einer Amnenschaft bestreiten zu müssen. War Das nicht genug des Beweises? Allerdings fühlte Bertha, als sie von dem ihrem Nachbar bewilligten Rendezvous heimkehrte, einige Verlegenheit bei dem Gedanken, die Nachfolgerin ihrer Kammerzofe zu sein; aber warum hatte auch dieser Adhémars seit einiger Zeit die Keckheit zu behaupten, daß die Schuld nicht an ihm läge? Man wird ja sehen, ob sie die Schuld trägt. Uebrigens seien alle diese Skrupel nur kindisch. Alles für das Majorat! Wenn nur das Kindlein kommt! . . .

Und es kam, rosig, kräftig, lebensfähig, zur bestimmten Frist von neun Monaten. Das Kapitel des Prager adeligen Damenstiftes wurde telegrafisch eingeladen, die Geburt des Kindes zu konstatiren. Das Kapitel unterzog sich dieser Aufgabe in ziemlich gefälliger Weise, mit der Bemerkung, daß das Kindlein mehr dem Vater als der Mutter ähnlich sähe. Darauf reiste das Kapitel wieder ab und Adhémars war um zwei Millionen Francs reicher.

*

Doch schon nach wenigen Tagen, kaum daß sie von dem Majorat Besitz ergriffen, hatte Bertha Gelegenheit, über ihre Lage nachzudenken. Sie fand Adhémars's Betragen ihr gegenüber sehr seltsam. Wie? er stellte nicht die geringste Frage um Aufklärung? er äußerte oder verrieth nicht den geringsten Ver-

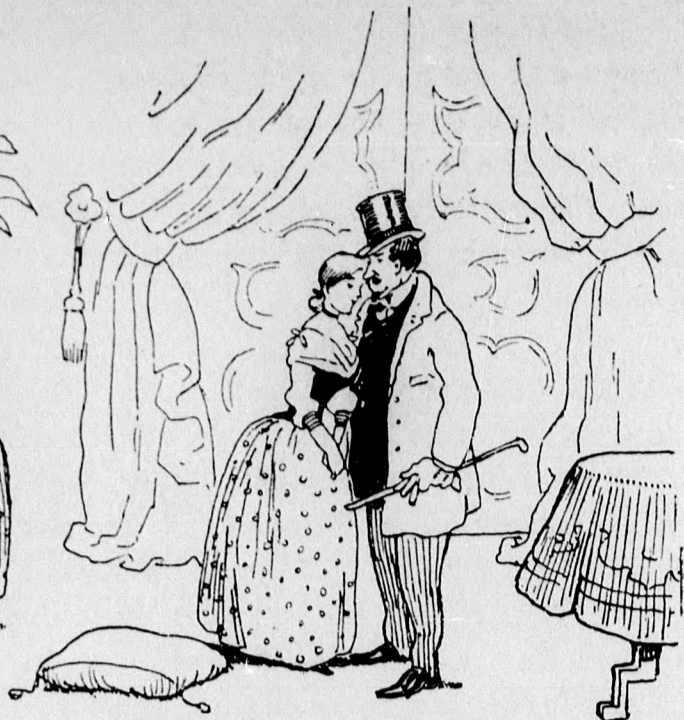
Wie man in den April geschickt wird.



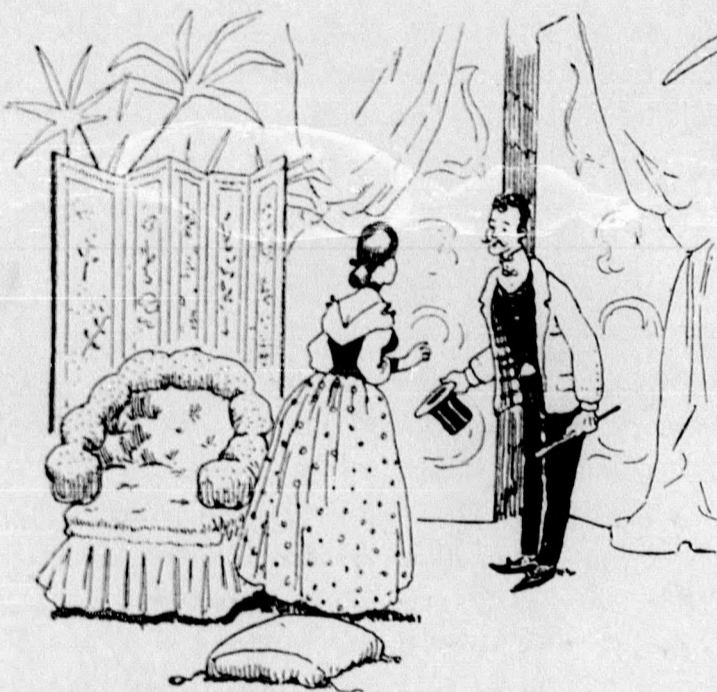
Herr Hörnemann war häßlich, brummig, eifersüchtig; seine Frau hingegen jung und anbetungswürdig. Diese Beiden langweilten sich zusammen gar sehr.



Eines Tages erhielt Herr Hörnemann ein Telegramm: „Himmel! mein Onkel stirbt!“ rief er. Und da der Onkel reich war, fügte er hinzu: „Endlich!“



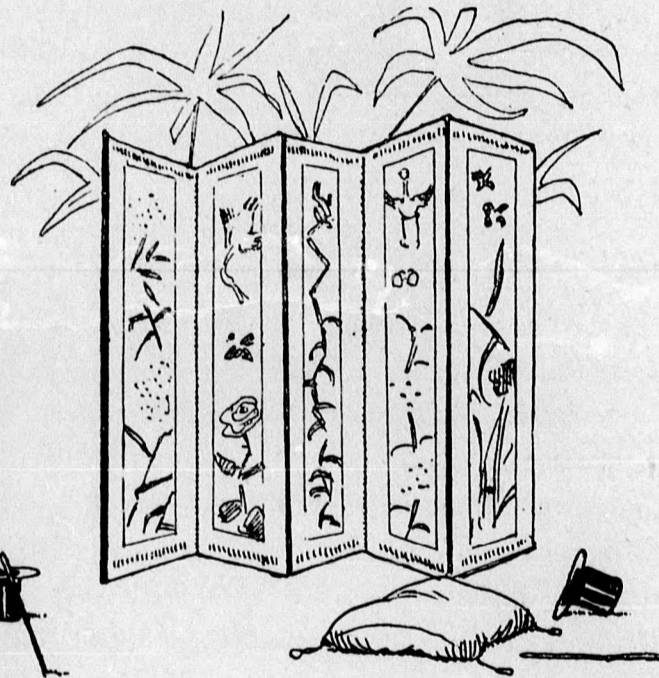
Dann kleidete er sich schleunigst an, küßte seine Frau auf die Stirne und eilte fort, mit Thränen in den Augen und Wonne im Herzen.



Raum war er fort, als diskret an die Thüre geklopft ward und Herr Wendelin Hübscher, ein Freund des Herrn Hörnemann, erschien.



Herr Wendelin Hübscher und Frau Hörnemann verstanden sich bald; Letztere klagte ihm ihr Herzensleid und Wendelin glaubte sie trösten zu sollen.



Er tröstete sie so gründlich, daß sie ihm die größten Beweise ihres vollen Vertrauens lieferte. (Natürlich nur hinter der spanischen Wand.)



Zwei Stunden später, die dem Tröster schnell verfloßen waren, kehrte Hörnemann zurück, der seinen Onkel im besten Wohlsein getroffen hatte. „Aha, ich begreife!“ sagte er, als er seine Frau und Wendelin sah.



Doch Wendelin hatte Geistesgegenwart. Er brach in ein helles Lachen aus und rief: — Wie, mein lieber Hörnemann; Du hast wirklich nicht gemerkt, daß es nur ein Aprilscherz war?



— Oh, Du Schlingel! rief Herr Hörnemann, nun auch seinerseits laut lachend. Wenn mir nur meine Freude mit dem Onkel nicht verdorben worden wäre!

Welt und Halbwelt.



— Gustav, wollen wir nicht eine Tour mit der Rutschbahn machen?

— Still! ich bin mit Familie da.

— Wo nimmst Du die Perlenhalsbänder her, da Du Dich mit Studentlein abgibst?

— Mein Gott! viele Bächlein machen einen Fluß . . .



— Mein Fräulein, ein Diner im „Boologischen Garten“.

— Und was noch?

— Mein Gott! und die Militärmusik . . .

— Was soll ich nun aber meiner Frau sagen?

— Sag' ihr: Frau! nach den sieben mageren Jahren kommen jetzt die sieben fetten . . .

dacht? Er begnügte sich damit, seine Frau zu umarmen und mit dem Kleinen zu spielen. Und Bertha fragte sich: Ist mein Mann einfach ein Dummkopf oder ist er ein Schelm? Und schon wollte sie sich für die letztere Annahme entscheiden, als sie zu bemerken glaubte, daß Adhémar, obwohl zärtlich und zuvorkommend wie früher, irgend ein Geheimniß in der Brust bewahre, das sein Gewissen bedrückt. Sie faßte sich ein Herz und begann ihm mit Fragen zuzusetzen und Adhémar plagte eines Morgens ohne jede Einleitung mit seinem Geständnisse heraus:

— Liebste Freundin! Erweise mir die Güte, Deine Jose Mariette zu entlassen.

— Mariette? warum denn?

— Hast Du nicht bemerkt, daß sie schwanger ist?

— Ja, doch; aber ich habe sie um ihr Schicksal so lange beneidet, daß ich ihr jetzt deshalb nicht grollen kann. Ueberdies leistet sie mir sehr gute Dienste. . . . Doch was hast Du denn, Adhémar? Warum liegst Du mir zu Füßen?

— Weil ich der elendeste der Menschen bin: von mir ist Mariette schwanger.

Bertha mußte sich große Gewalt anthun, um ein Lächeln und den Ausruf zu unterdrücken: „Von Dir? Was Dir nicht einfällt!“ Sie bat ihren Gatten, fortzufahren.

— Vergib, Bertha! rief er. Ich wollte nur mir selbst den Beweis liefern, daß nicht an mir die Schuld lag, wenn unser Kleines so lange auf sich warten ließ.

Die Ruhe und Sicherheit, mit welcher Adhémar sprach, verlegte Bertha in tiefe Verwirrung. Es gab da ein Geheimniß, das unverzüglich aufgehehlt werden mußte. Wie, wenn ihr Gatte zufällig die Wahrheit sprach?

Sie entließ ihn mit der vollständigsten Vergebung und machte sich sogleich auf den Weg nach dem Walde, wo sie an einer bestimmten Wegkreuzung Herrn Médéric zu finden hoffte. Derselbe war richtig zur Stelle. Ohne viele Umschweife zu machen, sagte die Baronin:

— Sie sind der Vater des Kindes, das meine Jose Mariette unter dem Herzen trägt!

Der junge Mann fuhr entrüstet auf.

— Was reden Sie da, theure Freundin? Ich erfahre von Ihnen zum ersten Male, daß Ihre Jose guter Hoffnung ist. Halten Sie mich für einen Mann, der den Mägden nachrennt?

— Sie haben ihr Geld gegeben; ich sah es.

— Es geschah an jenem gewissen Tage. . . . Ich gab ihr Geld, um sie vom Hause zu entfernen. Ich sagte ihr, sie möge zum Kirchweihfeste nach dem Nachbardorfe gehen.

— Ah! . . . Nun, dann umso schlimmer!

— Wie? umso schlimmer? Ach, Bertha, Das ist nicht schön. Ich wußte wohl, daß Sie mich nicht lieben. Aber zu bedauern, daß nicht ich der Vater des Kindes Ihrer Jose bin — Das ist denn doch zu stark! Ach, Bertha, erklären Sie mir doch . . .

— Suchen Sie nicht zu erklären, sondern schwören Sie mir, daß Mariette . . .

— Liebste Freundin! Um Sie von meiner Unschuld völlig zu überzeugen, was Mariette betrifft, will ich Ihnen ein Geständniß machen, das mir sehr schwer fällt . . .

— Sprechen Sie! ermunterte ihn Bertha.

— Nun denn: ich bin Dasjenige, was man in der ärztlichen Wissenschaft einen Ausnahmefall nennt. Der Doktor Dutard in Paris hat mir gesagt, daß ich niemals Kinder haben werde. Anfänglich war mir diese Diagnose sehr schmerzlich, wie Sie sich denken können; aber später habe ich mich mit der Sachlage versöhnt. Für verheirathete Frauen, die keine Kinder haben wollen, bin ich ein durchaus passender Liebhaber.

Dieses Geständniß wirkte auf Bertha wie ein Donnererschlag. Lange stand sie da, ohne ein Wort der Erwiderung zu finden, und es wäre schwer zu sagen, für wen von den Beiden die Lage eine peinlichere war. Endlich reichte die Baronin ihrem Gutsnachbar die Hand und sagte:

— Leben Sie wohl für immer!

Und sie eilte davon, Herrn Médéric von Carmagnol in einem Wirrsal von Gedanken, Räthseln und Zweifeln zurücklassend.

Als am Abende desselben Tages Herr und Frau von Bricquing sich im ehelichen Bette zusammenfanden, sagte Ersterer strahlend vor Glück und Freude:

— Es war doch dumm von mir, mit der Probe so zu eilen. Man soll im Leben nichts überstürzen. . . .

— Ja, da hast Du Recht, erwiderte die Baronin mit einem leisen Kopfnicken.

B i l l i g e s .

(Epigramme.)

1.

Was hilft uns Bibel und Moral?
Es läßt sich doch nicht leugnen:
Die Frauen lieben jeden Mann, —
Nur, leider! nicht den eig'nen.

2.

Dumas'sche Cameliendame, —
Distinguirter Damenstaat, —
Nur ein Schritt trennt diese beiden,
Wie das Wollen von der That.

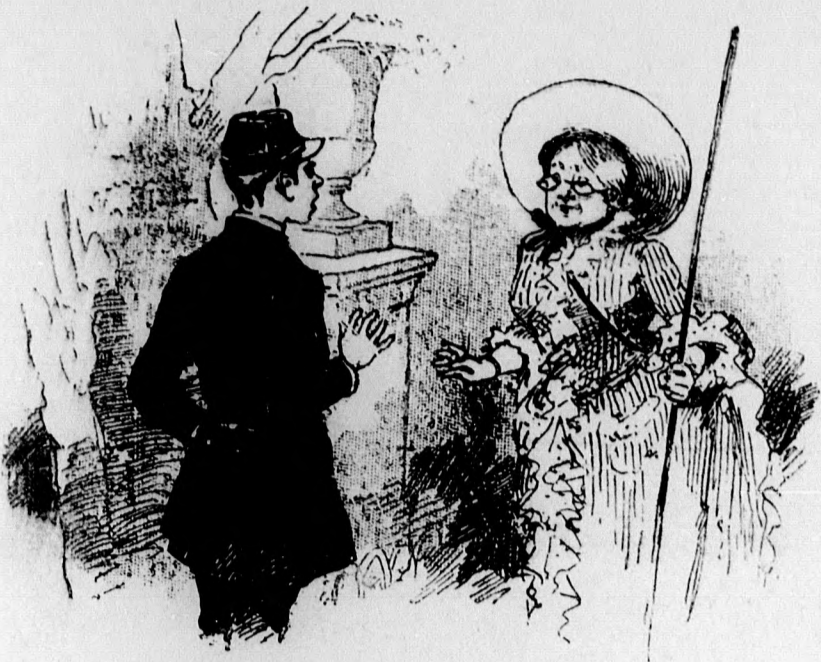
3.

Brauchst Dir keine Mühe machen
Um die Frauen zu studieren,
Kannst getrost die Weiber alle
In zwei Klassen registriren.
'S sind zwei längst entdeckte Welten,
Die der dümmste Schulbub' kennet:
Welt, in welcher man sich langweilt,
Und die man so „Halbwelt“ nennet.

4.

Höchst ergötzlich ist ein Pfandspiel,
Schmuck und Bänder wagt man d'ran,
Und beim Lösen und beim Küssen
Findet man sich liebend dann.
Auch die Liebe ist ein Pfandspiel,
Wo man oft sich ganz entblößt, —
Aber, ach! der Liebe Pfänder
Werden selten eingelöst.

Max Schwarz.



Auf dem Lande.

Ein Idyll von Armand Silvestre.

I.

Der Morgen schwebte noch in seinem Dunstfleide über der Silberfläche des Teiches, in welchem die Wasserlilien beim erbleichenden Schimmer der Sterne ihre großen Goldaugen aufthaten. Der große Park war in weißes Licht getaucht und das Schloß des Herrn von Saint-Dizier hob sich in dunklen Umrissen vom bleichen Morgenhimmel ab. Dieser Park war ein kleines Wunder. Er gehörte ehemals der Frau von Staël und war voll mythologischer Spielereien im Geschmack des ersten Kaiserreiches, mit Götterstatuen und den künstlichen Ruinen eines Vesta-Tempels, in einem grünen Dickicht verborgen, in der Nähe des Teiches.

Der derzeitige Besitzer des Schlosses, Herr von Saint-Dizier, war ein gutmüthiger Oberst im Ruhestande. Mehr ist von ihm nicht zu sagen. Weit interessanter ist das Portrait seiner Gemahlin. Sie hatte ihre vollen Fünzig, war aber eine sehr nette und begehrenswerthe Fünziglerin. Ein Gesichtchen, das einst sehr, sehr hübsch gewesen sein mochte, und darin ein Näschen, das von seiner Schelmerei noch nichts eingebüßt hatte; blaue Augen, in welchen noch die Sterne der Jugend glänzten, ein Haar, das fast weiß, aber sehr reich und noch seidenweich war. Sie war von mittlerem Wuchse, mit einem liebenswürdigen Embonpoint und einer kühnen, herausfordernden Brust. Kleine Aeltissin-Händchen und zierliche Füßchen vervollständigten dieses Ensemble einer reifen Frau, die auf einem Paar wunderbarer Birnen saß.

Was ihre moralischen Eigenschaften betrifft, so war sie ein wenig wichtigthuend, stark blaustrümpferisch, eine Freidenkerin, die in den Philosophen des vorigen Jahrhunderts stark belesen war. Endlich schwärmte sie auch für die Botanik und die Angelfischerei.

Die einzigen Gäste des Schlosses, welche erwähnt zu werden verdienen, waren Fräulein Estella, eine reizende junge Blondine, Nichte der Frau von Saint-Dizier, und Ludwig Chauvet, Neffe des Herrn von Saint-Dizier, ein Student von achtzehn Jahren, der hier seine Schulferien zubrachte.

II.

Und nun wollen wir, wenn's dem freundlichen Leser beliebt, an den Rand des Teiches zurückkehren. Unter den noch schlummernden Weiden am Ufer des Wassers ergeht sich Ludwig, das Herz voll mit Estella, die der einzige Gegenstand aller Hoffnungen und Schmerzen des Jünglings ist, in dessen Brust die erste Liebe keimt.

Aus seinen klassischen Studien erinnert er sich der Schäfer der alten Zeiten, die ihre Liebes-Idyllen in die Baumstämme eingruben. Er folgt ihrem Beispiele und schneidet mit seinem Federmesser in die glatte Rinde einer Birke einen Vers, den er in der verflochtenen Nacht gedichtet und den Estella, wenn sie hier lustwandeln sollte, sicherlich finden wird.

Er war im vollen Zuge, in wohlgefügten Reimen die Anmuth der Angebeteten in der Birkenrinde zu verewigen, als plötzlich hinter ihm eine Stimme „Bravo!“ rief, die nicht diejenige Estella's war.

Aus seiner süßen Träumerei gerissen wandte Ludwig sich lebhaft um. Er sah sich Frau von Saint-Dizier gegenüber, bekleidet mit einem Schlafrock von Nanjing und einem breiten Strohhute. Sie bot einen furchtbar-schönen Anblick mit ihrer Angelruthe in der Hand, ihrem Korbe, den sie umgehängt hatte, daß er ihr auf die Hinterbacken schlug und ihrer Brille, die auf ihrem kapriziösen Näschen tanzte.

— Mein liebes Kind, begann die Dame, — warum haben Sie mir nicht schon früher die zärtlichen Gefühle anvertraut, die ich bei einem jungen Manne Ihres Alters gegenüber einer Frau meines Alters ganz natürlich finde? Allezeit hat der Lenz den Herbst geliebt und der Morgen kleidet sich in dasselbe Roth wie der Abend. Es ist ein wunderbares Naturgesetz, daß die verschiedenen Menschenalter sich gegenseitig ergänzen. Aus meinen persönlichen Erfahrungen geht hervor, daß die Summe der Jahre Derjenigen, die sich lieben, eine unabänderliche Zahl sein müsse. Wir Beide haben fürwahr das richtige Alter, um uns zu lieben.

Und da Ludwig, sprachlos vor Verwunderung, sie anstarrte, fuhr sie in zärtlichem und zugleich mütterlichem Tone fort:

— Ich habe wohl bemerkt, daß Sie vor mir errötheten und nicht zu reden wagten. Sie dachten sich wohl, es wäre unmöglich, mich zu erobern. Mein Gott! da mein Mann hier nur den Besuch von alten, invaliden Haudegen empfängt, wie er selber Einer ist, hatte ich bisher noch keinen Grund, ihn zu betrügen. Ich fügte mich in mein Schicksal; allein die Botanik war für mich nur eine Zerstreuung und die Angelfischerei nur ein Trost. Es gibt nur eine ewige Blume: das ist die Liebe; es gibt nur ein wunderbares Angeln: dasjenige im Zauberteiche der Liebesfängen! Kommen Sie, mein Kind! folgen Sie mir in den Tempel der Vesta!

Und indem Frau von Saint-Dizier so sprach, hatte sie eine wahrhaft sybillische und majestätische Haltung angenommen. Ihr großer Hut umgab sie gleichsam mit einer Aureole von weißem Stroh; der Nanjing ihres Hauskleides zitterte in der Morgenluft und ihre Brille strahlte im Lichte der aufgehenden Sonne, auf ihrem Näschen, das da zuckte wie das Schwänzlein eines Gründlings.

Ludwig, der ein wohl erzogener Junge und eine religiöse Natur war, folgte ihr stillschweigend, um das Opfer zu vollbringen.

III.

Ein Opfer! Wer hat dies häßliche Wort ausgesprochen? Wir wollen hier einmal mit schonungsloser Offenheit reden. Ludwig glaubte, er sei wahrhaftig verliebt in Estella; Dies heißt mit anderen Worten, daß er es wirklich war; denn wer zu lieben glaubt, liebt auch wirklich. Seit einem Monate — so lange weilte er auf dem Schlosse — dachte er nur an Estellens aschblondes, leicht gekräuseltes Haar, an ihre blauen Augen mit den melancholischen Reflexen des Amethyst; an ihren kleinen, frischen Mund und an all' die Vorsprünge, die in so harmonischer Weise an ihrem jugendlich-frischen Körper vertheilt waren.

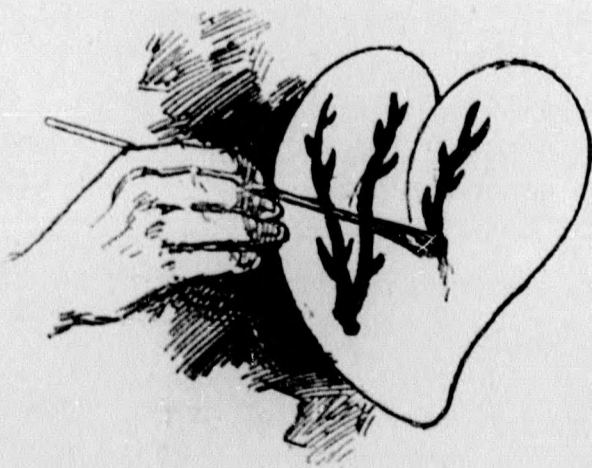
In stillen Nächten hatte er sich geschworen, diesem strahlenden Bilde unerschütterlich treu zu bleiben und sich in klösterlicher Einsamkeit zu vergraben, wenn es ihm verwehrt sein sollte, an der Seite dieses ausserordentlichen Wesens zu leben. Oh, über die schönen und platonischen Illusionen der Jugend! Ein ganz anderer Mann, als dieser mystische Träumer, erwachte in ihm, als er die morschen Stufen des Vesta-Tempels hinaufstieg. Die stürmischen Umarmungen der Frau von Saint-Dizier riefen weder Schrecken, noch Widerwillen in ihm hervor. Auch seine starken Arme schlossen sich um diesen vollen, runden, vor Vergnügen bebenden Leib. Schnell ist der breite Strohhut vergessen und die Brille, die von der Nase gefallen und der Ranking, der an den Wurzeln und Zweigen in Felsen gegangen. Die gewaltige Natur und der gütige Gott Pan haben ihm eine neue Seele gegeben und sicherlich genießt er einen der seligsten Augenblicke seines Lebens an diesem unverhofften Liebesbecher, der ihm am frühen Morgen kredenzt worden.

Doch ach! „Des Lebens unvermischte Freude ist keinem Sterblichen gegönnt“ — wie der deutsche Dichter singt. Im Augenblicke der höchsten Wonne fährt unter lautem Fluchen der Stab des Obersten auf die Rehrseite des Jünglings nieder. Herr von Saint-Dizier hatte ebenfalls eine Morgenpromenade gemacht und hatte seit zwei Minuten Alles gesehen.

Der Oberst, der die phantastischen Neigungen seiner Gemahlin kannte, ließ es an dieser drastischen Züchtigung genügen und gab der Sache keine weiteren Folgen. Ludwig verließ das Schloß und wenn er einmal seine Studien vollendet haben wird, wird es ihm nicht verwehrt sein, Estella, den Gegenstand seiner Träume, heimzuführen.

Ist nicht der Herr Oberst von Saint-Dizier jener Hahnrei, von dem eine alte Chronik erzählt, daß er sich ein Paar schöne Geweihe auf die Hinterbacken malen ließ, mit der Inschrift:

„Wozu die Hörner aller Welt auch zeigen?
Thut mir's nach, Brüder! Der Rest ist Schweigen.“



Heimgezahlt.

Geck: „Sagen Sie, muß denn jeder Clown solch ein dummes Gesicht haben?“

Clown: „Natürlich! Je dümmmer, desto besser. Wenn ich z. B. Ihr Gesicht hätte, müßte mir mein Director sofort die dreifache Gage zahlen!“

*

Vorzuziehen.

„Marie, wie mir scheint, haben Sie ein Verhältniß mit einem Dragoner angeknüpft?“

„Ja, Madame! Denn so'n Dragoner is doch 'n ganz anderer Kerl, als zum Exempel so'n lumpiger Ministerialrath, wie der gnädige Herr!“

W. Sch.

*

Aus der Leihbibliothek.

Bacsisch: „Ich bitte, geben Sie mir einen Liebesbriefsteller, aber die — allerneueste Auflage!“

A. T-r.

*

Ein neuer Ausdruck.

Einer jungen, sehr unvorbenen Künstlerin wird seit einiger Zeit von einem jungen Lebemann stark zugefegt, der ihr nicht gefällt. Neulich rief sie ungeduldig aus:

— Na, der kann lang warten, bis ich ihm mein Arbeitskörbchen leihe!

*

Vorsichtige Leute.

Herr A.: Das ist in unserem Hauswesen schon so Brauch, mein Lieber; meine Frau trägt unsere ganzen Werthsachen bei sich, in ihrem Mieder.

Herr B.: Nun nun, haben Sie Acht! Das ist der am wenigsten sichere Ort im Hause.

*

Die neue Magd.

Der dicke Herr G., ein eingefleischter Hagestolz, hat seit dem Morgen ein Weib in seinem Dienste, dessen Mieder und Rock sehr erfreuliche Rundungen zeigen. Am Abend, bevor er ins Kaffeehaus geht, sagt Herr G. der neuen Magd:

— Klara! vergessen Sie nicht, mir das Bett zu wärmen.
— Soll ich warten, bis Sie darin sind, gnädiger Herr?

Der Kuckuck.

Erzählung von M. M.

I.

Gotthold Christian Pimmerich war volle sieben- undvierzig Jahre alt, als eine merkwürdige Episode in seinem Leben sich ereignete.

Er war klein und dick von Wuchse, hatte einen großen Bauch und ein kupferrothes Gesicht mit einem semmelblonden, schütterten Barte. Aus Prinzip war er unverheirathet geblieben, aber aus Schwäche lebte er seit sechs Jahren mit einer und derselben Frau in gemeinsamem Haushalte. Diese Bevorzugte hatte im Taufregister den Namen Hedwiga erhalten; er nannte sie mit poetisch angehauchter Zärtlichkeit „Mein Kuckuck“, und die Nachbarn nannten sie Frau Pimmerich. Und sie stand in Achtung bei ihnen.

Sie war eine schöne, braune Person von dreißig Jahren, mit lockigem, etwas widerspänstigem Haar und tintenschwarzen Augen. Mit einer guten Dosis Gleichmuth und Festigkeit des Charakters ausgestattet hielt sie allem Ungemach des Lebens Stand.

Diese Pimmerich'sche wilde Ehe lebte schlecht und recht von Tag zu Tage. Gotthold Christian war ein geschickter Graveur und erwarb in einer Fabrik so viel, als er und sein „Kuckuck“ brauchten. Zufriedenheit und Ruhe herrschten in ihrer Häuslichkeit und sie wurden von Manchen beneidet.

Die Episode aber, von der ich sprach, war folgende. Eines Morgens, als „mein Kuckuck“ auf den Markt gegangen war, erhielt Gotthold Christian eine dringliche Berufung in die Fabrik, in der er angestellt war. Die Fabrik hatte leicht, ihn dringlich zu berufen, aber ihm war es nicht so leicht, diesem dringlichen Rufe mit der von den Umständen gebotenen Schleunigkeit Folge zu leisten; denn er stand vor der — im Hinblick auf seinen enormen Wanst — ungeheuerlichen Aufgabe, sich selbst, ohne Mithilfe, die Stiefel anzuziehen.

Es gibt eben verhängnißvolle Zwischenfälle; die unerforschliche Vorsehung bedient sich der geringfügigsten Mittel, um zu ihren großen Zielen zu gelangen.

Gotthold Christian Pimmerich gab sich redliche Mühe, das Schicksal, seinen Bauch und seine Stiefel zu überwinden. Allein, der Bauch war groß und die Arme kurz; er schwigte und pustete, — war im Gesichte schon violett, der Athem blieb ihm aus; — Alles vergebens. Er unterlag in diesem Kampfe; er riß die Zugschlingen aus, ohne die Stiefel anzukriegen. Nachdem die Zugschlingen ausgerissen waren, mußte er die Partie aufgeben: die todte Materie hatte den Menschen besiegt.

In diesem denkwürdigen Augenblicke schlug die Uhr im benachbarten Eßzimmer zwölf. Es war eine gewöhnliche Schwarzwälder Uhr, deren Schläge von einem Vogel zweifelhafter Gattung, der aus dem Gehäuse zum Vorschein kam, durch Kuckuck-Rufe wiederholt wurden.

In der ersten Zeit ihres Verhältnisses waren sie einmal, auf einem Spaziergang in der Stadt, durch eine Passage vorbeigekommen. Plötzlich rief Jemand hinter ihnen: „Kuckuck!

Kuckuck!“ Hedwiga, die am Arme ihres Gotthold Christian ging, wandte sich lebhaft um; wer konnte sie denn bei dem Rosenamen rufen, den der Liebste ihr gegeben hatte? Es war der Vogel auf einer Schwarzwälder-Uhr im Schaufenster eines Uhrenhändlers. Sie lachten herzlich über das drollige Ding und kauften die Uhr für ihr Eßzimmer. Sie hatten sich seither gar oft an dem putzigen Vogel ergötzt, der jetzt sozusagen zur Familie gehörte.

Also, an jenem fatalen Vormittag, just zur zwölften Stunde, rief der Vogel, wie es seine Gewohnheit war:

— Kuckuck! Kuckuck!

— Ja, ja, brummte Gotthold Christian, rufe sie nur! Das Malefizweib sollte längst zuhause sein. Es ist doch schrecklich, wenn man sich nicht allein, ohne Hilfe die Stiefel anziehen kann. Was soll ich anfangen? . . .

In seinem Jammer erinnerte er sich plötzlich, daß er irgendwo ein Paar Lackstiefel haben müsse, die er ehemals an Sonn- und Feiertagen anzog, aber seit Jahren nicht mehr benützte. Wo, zum Henker, mochten die Lackstiefel sein?

In einem finstern Loch, wo allerlei Gerümpel aufbewahrt wurde, fand er sie nach langem Suchen auf einem Brett, mit einer dicken Staubschichte bedeckt. Hastig holte er sie herab und — blieb höchlich überrascht, in Betrachtung der Lackschuhe, auf einem Flecke festgebaut stehen. Beide Schuhe waren mit Papieren vollgestopft. Neugierig gemacht zog er einige dieser Papiere aus ihrem duftigen, reinlichen Versteck. Es waren Briefe, an Hedwiga adressirte Briefe.

Er las auf Gerathewohl den ersten Brief und Todesblässe überzog sein sonst kupferrothes Antlitz. Der Brief lautete wie folgt:

„Hedwiga, mein süßer Engel! gedenke unserer ersten Küsse! . . . Gedenke jenes Morgens, als Du verliebt und liebebeischend zu mir kamst und mir das Glück brachtest . . . Gedenke des himmlischen Augenblicks, da Du Deinen schönen Leib enthülltest . . .

— Ha, schmählischer Verrath! schrie Gotthold Christian Pimmerich. Doch er las weiter:

„ . . . als Deine rothen Lippen wonnetrunken Worte flüsteren, Dein wogender Busen sich an mich schmiegte . . .

— O, der Schweinehund! heulte Gotthold Christian. Aber er las weiter:

„ . . . Gedenkst Du auch, wie wir nachher zum „blauen Tigel“ gingen, wo wir nach den gehaltenen Anstrengungen so viel aßen und noch mehr tranken . . .

— Pfui, in die schmutzige Kneipe! schimpfte Gotthold Christian. Mit einem so schundigen Kerl konnte „mein Kuckuck“ mich betrügen? Wie heißt er denn, der Lumpenkerl? „Ludwig Köckeritz.“ Ludwig Köckeritz! Hahaha! Mit einem Ludwig Köckeritz hat sie mich betrogen. Ha, die Schändliche! Womit habe ich Das verdient, oh, mein Kuckuck?

So stand er da, vernichtet, in Strümpfen, mit einem Lackschuh in der einen, einem Bündel Briefe in der andern Hand und fürchterlichen Racheplänen im Schädel.

In dieser Verfassung traf ihn Hedwiga, als sie heiter und lebensfreudig heimkehrte.

Gotthold Christian steckte ihr wüthend die bestaubten Briefe unter die Nase, daß sie sogleich heftig zu niesen begann.

— Wollen Sie leugnen? schrie er.

— Nein, erwiderte sie treuherzig, da die Briefe gefunden wurden.

Worauf er in unsäglich ernstem und würdigem Tone fortfuhr:

— In meinen Stiefeln also verstecken Sie Ihre Liebesbriefe! . . . Es ist gut. Morgen werden Sie dieses Haus verlassen, um dasselbe nie wieder zu betreten. Sie werden aufhören, Frau Pimmerich zu heißen und werden ganz einfach wieder Mansell Niemand sein. Da ich weiß, was sich gebührt und man die Mädchen für Alles bezahlen muß, werde ich Ihnen tausend Mark als Abfertigung einhändigen. Ich denke, Das ist genug.

— Tausend Mark für sechs Jahre, das macht hundert- undsechszig Mark pro Jahr. Das nennst Du genug? erwiderte Hedwiga, die zu rechnen verstand.

— Und die Verköstigung? und die Kleidung? und die allgemeine Achtung? Und meine Liebe? Ist Das nichts, Sie Schändliche! Gehen Sie zu Ihrem Ludwig Köckeritz! Ich halte keine Dirne aus, damit ein Anderer ihren Leib genieße . . .

— Aber Gotthold Christian, laß Dir doch nur sagen . . .

— Genug! Morgen erhalten Sie tausend Mark und dann gehen Sie! Wenn Sie heute Nacht noch da sind, werde ich auf dem Canapé schlafen . . . Ich will großmüthig sein bis zu Ende.

Er ließ sich vom Hausmeister die Stiefel anziehen und ging fort, um sich die tausend Mark zu verschaffen.

II.

Tausend Mark sind wenig Geld und doch sehr viel, wenn man sie nicht hat und erst suchen muß.

Als Gotthold Christian Pimmerich am Abend in sein zerstörtes Heim zurückkehrte, hatte er da und dort mit Mühe achtzehn Mark und fünfundssechszig Pfennig zusammengerafft.

Das war ein Anfang, aber nur ein Anfang.

Als er in das Schlafzimmer trat, lag Hedwiga behaglich in dem breiten Ehebett und wärmte sich. (Denn draußen war es empfindlich kalt.)

— Morgen wird Alles aus sein, Sie Person! rief er ihr wüthend zu.

Und er begann das Canapé in das Speisezimmer zu ziehen, um nicht mit ihr dieselbe Luft einzuathmen.

— So nimm doch Vernunft an, Pimmerich, hab jetzt Hedwiga an, die im Grunde ein sehr gutmüthiges Mädchen war. Wenn Du mich jetzt Madame nennst und mit „Sie“ ansprichst, so kann Dies nichts an der Thatsache ändern, daß Du mich sechs Jahre lang Deinen „Kuckuck“ nanntest. Laß das Canapé wo es ist; in dem kalten Eßzimmer wirst Du Dir einen Eiseschnupfen zuziehen. Schlafe hier; einmal ist einmal; morgen gehe ich ja ohnehin fort, da es Dein Wille ist . . . obgleich ich den Ludwig schon lange habe laufen lassen . . . damit Du es nur weißt.

— Schweig, Mege! schrie Pimmerich und schob mit einem letzten Ruck das Canapé in das Eßzimmer, dessen Thür er verschloß.

Er warf sich hin, um zu schlafen. Aber horch! jetzt schlug die Uhr und gleich darauf kam der Vogel heraus und schrie: Kuckuck! Kuckuck!

Da stürmten süße Erinnerungen mächtig auf ihn ein; sein Stolz zerflatterte, er ließ das Haupt auf seine Hände sinken und weinte bitterlich.

Doch die Nacht bedeckte mit ihren Schatten diese unwürdige Schwäche einer blutig gekränkten Seele.

Am andern Morgen, zeitlich Früh, machte Pimmerich sich auf, um die noch fehlenden neunhunderteinundachtzig Mark und fünfundssechszig Pfennig zu suchen.

Ah, am Abend kehrte er beschämt, todtmüde und wüthend heim. Tagsüber hatte sein Kapital sich nicht nur nicht vermehrt, sondern im Gegentheil vermindert. Mein Gott, man muß ja ein wenig zu Mittag essen . . . selbst wenn man von seiner Geliebten gehört worden ist.

Kuckuck erwartete ihn reisefertig, um die tausend Mark in Empfang zu nehmen.

Er entschuldigte sich.

— Verzeihen Sie, meine Liebe; die Sache wird nur um wenige Tage aufgeschoben.

— Oh, es drängt nicht, erwiderte Jene mit rührender Einfalt, und ging zu Bett.

So vergingen drei Wochen und Pimmerich war bei einer Summe von 66 Mark glücklich angelangt. Dabei war er fürchterlich verschmupft. Kein Wunder! Bei Nacht schlief er auf dem Canapé in dem ungeheizten Eßzimmer, bei Tage lief er in den winterlich kalten Strassen umher.

Eines Abends fand er Hedwiga auf dem Canapé liegend.

— Heute wirst Du im Bett schlafen, sagte sie entschlossen. Seit dreiundzwanzig Nächten bist Du ein Gimpel und schläfst auf dem Canapé. Heute laß Dir einmal warm sein; es ist endlich Zeit, daß Du an die Reihe kommst . . . Ich habe keinen Haß gegen Dich . . .

Gotthold Christian war 's zufrieden. Fröstelnd und erschöpft kroch er unter das Federbett und schlief wie ein Gott.

Drei Nächte hinter einander nahm Kuckuck unerschütterlich das Canapé in Beschlag. In der vierten Nacht hörte Gotthold Christian seine Geliebte arg husten. Er sprang vom Bett, lief in bloßem Hemde zur Thür des Speisezimmers und schrie:

— Komm, ich will nicht, daß Du hinwegst!

Sie kam augenblicklich und streckte sich neben ihm im Bette aus. Er war verlegen und glaubte seiner Würde eine Erklärung schuldig zu sein.

— Du selbst sagtest neulich, hub er an, daß nach sechs Jahren eine Nacht mehr oder weniger nichts zu bedeuten habe. Nun wohl: da wir nur ein Bett haben, werden wir beisammen schlafen, bis ich die tausend Mark gefunden habe. Aber sobald ich sie habe . . .

— Schweig, Gotthold Christian! unterbrach sie ihn geringschätzig. Du wirst die tausend Mark nie finden. Und ich sage Dir: der Köckeritz war ein Tölpel . . . und es ist schon lange, sehr lange . . .

Jetzt war ihnen sehr warm geworden. Gotthold Christian pustete wie eine Lokomotive. Er überlegte. Die Kanaille hatte im Grunde Recht: er wird die tausend Mark nie zusammenbringen. Und weiter: wenn er mit „Kuckuck“, nachdem sie ihn

betrogen, noch lange, sehr lange gelebt und geschlafen hatte, warum sollte er es nicht auch ferner thun? Was hatte sich denn geändert? Sie paßten so gut zusammen; sie war so hübsch, so kerngesund, so appetitlich, wie sie da in ihrer Ecke lag. Und er hatte nunmehr seit drei Wochen gefastet, er, der sonst gewohnt war, jeden zweiten Tag seine Liebesmahlzeit zu nehmen. . . . Bah! ein vernünftiger Mensch nimmt, was er mit den Händen erreichen kann . . .

Gotthold Christian streckte denn die Hände aus und nahm . . .

Im Eßzimmer sprang der Vogel heraus und schrie:
— Kuckuck! Kuckuck!

Und das klang so hell und siegreich durch die stille Nacht . . .

Ob die Kleine mir wird treu sein?

Ob die Kleine mir wird treu sein?
Ja, mein Gott, wer kamt das wissen!
Hat's mir doch so oft geschworen,
Daß ich's wohl werd' glauben müssen.

Mein, ich weiß es: Nichts auf Erden
Wird der Kleinen Treuschwur brechen,
Müßt nur nicht von Armgehängen
Und von theuren Roben sprechen!

Max Alfred Ferdinand.



Die kleinen Schwänke des Herrn Cadet-Bitard.

Von Armand Silvestre.

I. In der Eile.

I.

Wie der sanfte Herr Cadet-Bitard mit der lieblichen Frau Adelaïde Cornefesse bekannt geworden, das ist eine Geschichte, die erzählt zu werden verdient. Kennst Du Belleville, lieber Leser? kennst Du es wenigstens aus den köstlichen Romanen des Paul de Kock? Ein wunderbarer Ort, diese Vorstadt mit ihren Gärtchen rings um die niedlichen Häuser, die hinter blühenden Negen von Clématit und Gais-

blatt hervorlugen. Diese Häuschen sind zumeist von kleinen Rentiers bewohnt, die in einem Leben voll angestrenzter Arbeit just so viel erworben, um hier in sorgenfreier Ruhe ihr Dasein zu beschließen. Alles hat ein patriarchalisches Aussehen in diesem Winkel des verlorenen Paradieses. In den Badeanstalten empfängt man die Ehepaare mit einem gastfreundlichen Lächeln und große Kabinen mit zwei Badewannen, ökonomisch und geräumig zugleich, werden den Ehegatten zur Verfügung gestellt. Man empfängt sogar Kinder in diesen Succursalen der ehelichen Schlafgemächer und es ist ein Vergnügen, sie jauchzend in dem warmen Wasser plätschern zu hören, während die Eltern sich an dem Anblick der kleinen, nassen Äffchen ergötzen, die nach ihrem Ebenbilde geschaffen sind.

An einem sonnenhellen Wintermorgen flog unser Freund Cadet-Bitard aus dem Gewühl der Riesenstadt und erging sich in dieser schönen Vorstadt, als plötzlich der Anblick der in frischem Grün eingebetteten, mit farbigen Glasscheiben versehenen kleinen Thür einer dieser Badeanstalten seine Aufmerksamkeit fesselte. Das Bad ist die große Zuflucht der Müßiggänger. In früherer Zeit, wenn ich vor Langweile nichts anzufangen wußte, fügte ich auch noch das Haarschneiden dazu; aber ach, dieses unschuldige Vergnügen gestattet die eifersüchtige Natur mir nicht mehr. Cadet-Bitard sagte sich, daß ein halbes Stündchen im warmen Wasser, die Zigarrette im Munde, sehr schnell und angenehm verstreichen werde.

Ohne Zweifel von demselben Gedanken geleitet, oder auch um eines der vielen kleinen Bedürfnisse des Alltagslebens zu befriedigen, schlüpfte unmittelbar hinter ihm eine Dame in den blumengeschmückten Hausflur und erschien fast gleichzeitig mit ihm an der Badekasse, so daß die Kassierin, durch die würdige Miene unseres Freundes Cadet-Bitard getäuscht, ohne Zögern ihn fragte:

— Eine Kabine mit zwei Badewannen?

Cadet-Bitard, der Zeit gefunden hatte, seiner Nachbarin unter den Schleier zu blicken, erwiderte mit großer Entschiedenheit:

— Ganz natürlich!

Und ehe die ob solcher Dreistigkeit völlig verblüffte Dame Zeit zur Einsprache gefunden, hatte er den Preis der Bäder berichtet und die zwei Karten der Badedienersin eingehändig.

Hochgeröthet folgte ihm die Dame mechanisch durch den langen Korridor und als sie vor der Thür der Kabine anlangten, sagte sie:

— Ich hoffe, mein Herr, daß der Spaß nunmehr zu Ende ist.

— Nur keinen Skandal, Madame! entgegnete Cadet-Bitard in leisem Tone. Warum sollen wir diesen Leuten erzählen, daß wir nicht verheirathet sind?

Auf den Wangen der Madame Cornefesse — denn sie war es — wuch die Schamröthe einer Leichenblässe. Für unverheirathet zu gelten, die Leute in der Straße flüstern zu hören: „Seht diese Person! Sie ist ganz einfach eine Concubine!“ — Das wäre schrecklich. Man muß nur wissen, wie hoch diese Vorstädter die Ehe schätzen, um zu begreifen, wie sehr dieser Gedanke Madame Cornefesse in Verlegenheit brachte. Den Mann betrügen — Das geht an; aber für unverheirathet gelten — Vrrr!

— Wohl denn, sagte sie trocken; ich will mit Ihnen in die Kabine gehen; aber Sie werden nichts davon haben.

Und sie bestellte sogleich vier Bademäntel und zwölf Trockentücher.

„Sind das aber verschwenderische Leute!“ dachte sich die Dienerin, indem sie gehorchte.

Als diese Masse von Wäschestücken gebracht worden, befestigte Madame Cornefesse eine Schnur, die sie sich ebenfalls hatte geben lassen, einerseits an dem Fensterschieber, andererseits an der Klingel oberhalb der Thüre. Dann hängte sie all' das viele Leinenzeug, das man ihr gebracht hatte, an dieser Schnur auf und improvisirte so zwischen den beiden Wannen einen Vorhang, der jeden Verkehr mittelst des Sehorgans zu einer Unmöglichkeit machte.

Mit einem höchst lobenswerthen Anstandsgefühl wartete Cadet-Bitard, bis dieses kleine Absonderungswerk beendet war; dann erst entledigte er sich seiner Beinkleider. Die Beiden stiegen beiläufig zu gleicher Zeit ins Wasser, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Jetzt erst begann Cadet-Bitard die Unterhaltung; er zählte auf die natürlichen Hilfsquellen seines Geistes, um dieses Eis zu brechen. Thatsache ist, daß nachdem sie eine Viertelstunde ihm schweigend zugehört, Madame Cornefesse, die geschwätzig war wie es sich gebührt, ihm zu antworten begann. Cadet-Bitard hatte ihr allerlei tolles Zeug erzählt und hörte sie lachen, mitten in dem Geplätscher des Wassers, das ihren Busen umspülte. Nach einem weiteren Viertelstündchen waren sie die besten Freunde. Cadet-Bitard, dessen Einbildungskraft durch den Eindruck dieser nahen Nacktheit sehr erregt wurde, sagte die scheinbar alltäglichsten Dinge mit einem so zärtlichen Ausdruck der Stimme, daß es einen Felsen hätte rühren müssen. Madame Cornefesse war aber kein Felsen, höchstens vermöge gewisser, wunderbar harter Vorsprünge an ihrer werthen Person. In gegenseitigem Uebereinkommen beseitigten sie den künstlichen Vorhang in einem Theil seiner Länge. Was war denn auch Schlimmes dabei, da man, so lange man im Wasser saß, sich gegenseitig nur das Gesicht sehen konnte? Das der Frau Cornefesse war, nachdem ihr Zorn einmal verslogen, voll lächelnden Liebreizes, von zwei Amethyst-Augen erhellt, von einer reichen, kastanienbraunen Haarfülle überragt, mit einem halbgeöffneten Granatapfelchen auf den Lippen, welche kleine, milchweiße Zähnen durchschimmern ließen. Ach, wie gerne hätte der ungeduldige Cadet-Bitard noch mehr gesehen! Nun denn, dieses Glück ward ihm zutheil; es hatte sich eine solche Uebereinstimmung der Geister zwischen ihnen entwickelt, daß sie, als sie aus dem Bade stiegen, den ohnehin überflüssig gewordenen Vorhang nicht wieder herstellten. Cadet-Bitard glaubte vor Wonne vergehen zu müssen angesichts des Reichthums an schimmernden Reizen, welche der Wanne entstiegen. Da sie, gleich allen kleinen Bürgerfrauen, eine sitzende Lebensweise führte, hatte sie hiebei einen Globus erworben, so ruhmvoll wie Napoleon nach seinen Siegen, und ausgepolstert mit saftigem Fett. Und da auch Cadet-Bitard kein übel gebauter Bursche ist, lernten sie die unbeschreibliche Wonne kennen, in der aufrichtigen Bewunderung der eigenen Vorzüge von Liebe sprechen zu können.

Das scheint mir auch das Richtige; nicht aber die Kaze im Sacke kaufen.

II.

Für unsere zwei Verliebten begann mit diesem Tage ein herrliches Dasein. Herr Cornefesse, von dem wir noch gar nicht gesprochen haben, war der ideale Hahnrei, der keinen Spaß verdirbt, im Gegentheil. In seiner langen Laufbahn eines Schlafmützen-Erzeugers hatte er nebst einem hübschen, kleinen Vermögen, Lebens-Gewohnheiten von einer beruhigenden Regelmäßigkeit gewonnen. Allabendlich, Schlag acht Uhr, ging er in das Kaffeehaus, um seine Partie Domino zu spielen; genau um Mitternacht kehrte er von da zurück. Und wie taktvoll war diese Rückkehr in ihrer gesuchten Heimlichkeit! Um seine Gattin nicht zu wecken, da er ihr nichts zu sagen hatte, was dieses Wecken rechtfertigen würde, löschte er die Kerze aus, ehe er in das Zimmer trat, und schlüpfte heimlich, ohne das leiseste Geräusch, unter die Betttücher, die von zwei Personen fürsorglich für ihn gewärmt worden waren; denn wie man sich wohl denken kann, verließ unser Freund Cadet-Bitard erst eine Viertelstunde vor Mitternacht das gastfreundliche Lager. Es kam sogar zuweilen vor, daß er noch im letzten Augenblicke umkehrte, als ob er etwas da vergessen hätte, aber in Wirklichkeit nur, um etwas zu thun, was ich „das Pünktchen auf das J setzen“ nennen möchte.

Nun denn: eines Abends war kaum neun Uhr vorüber und waren unsere Verliebten kaum am Beginn ihrer Unterredung, als sie deutlich und mit großem Schrecken vernahmen, wie unten die Hausthür aufgeschlossen ward. Der Schlafmützen-erzeuger kam drei Stunden früher als sonst nachhause, ohne daß ihn Jemand darum gebeten hätte.

Du grundgütiger Himmel! was war denn geschehen? Nichts weiter, als daß Herr Cornefesse zwischen einem Doppel-Nacht und einem Doppel-Gins einen heftigen Husten-Anfall hatte, und da eben zu jener Zeit eine bössartige Grippe umging, befohl ihm der anwesende Doktor Flix, augenblicklich nach Hause und zu Bette zu gehen, nicht ohne vorher ein recht breites Thapsia-Pflaster auf die Brust zu legen. Auf dem Heimwege kaufte Herr Cornefesse das Thapsia-Pflaster in der Apotheke und brachte es fertig mit nach Hause, um der Anordnung des Doktors Folge zu leisten.

— Ach, mein Gott! flüsterte angsterfüllt die arme Frau.

Cadet-Bitard war sogleich vom Bett gesprungen und hatte sich hinter den Fauteuil mit der hohen Lehne geflüchtet, der am Fußende des Bettes stand und auf welchen er sein Beinkleid gelegt hatte. Er durfte sich nicht rühren, um das geringste Geräusch zu vermeiden.

Glücklicherweise befolgte der Schlafmützen-erzeuger auch heute seine gewohnte Methode. Er löschte die Kerze aus, ehe er ins Zimmer trat und indem er sich anschickte, zu Bette zu gehen, legte er das Pflaster, voll ausgebreitet, auf das erste beste Möbelstück hin, das seine Hände fanden.

— Ach, lieber Mann, begann Frau Cornefesse jetzt schmerzlich zu stöhnen, — könntest Du mir nicht ein Glas Zuckerswasser holen, ich habe eine abscheuliche Migräne. Aber nur keine Kerze anzünden, denn meine Augen können jetzt kein Licht vertragen.

— Du armer, lieber Schatz! rief Herr Cornefesse mit dem Ausdruck herzlichster Theilnahme.

Und er verschwand eiligst, um das Verlangte zu holen.



- Theuerste Isabella! ich habe mich geirrt! . . .
- Wieso?
- Ich gab Ihnen einen Tausendmarkschein statt eines Hunderters!
- Kann schon sein, Herr Löwenthal; dann dürfen Sie mich noch neunmal — besuchen.

— Flich, Liebster! auf Wiedersehen für morgen!

Cadet-Bitard schlüpfte hastig in sein Beinkleid, schob den Rest seiner Kleidung unter den Arm, und — da er in dem Hause sehr gut Bescheid wußte — erreichte er die Treppe durch eine andere Thür. Einen Augenblick später befand er sich auf der Straße und Frau Cornefesse bat ihren Gatten, einige Tropfen Cognac in ihr Zuckerwasser zu thun.

III.

Es war noch nicht zehn Uhr, als Herr Cadet-Bitard sich so unverhofft auf der Straße fand. Er bestieg den erstbesten Omnibus, um nach seiner Wohnung zurückzukehren. Wohl schien es ihm, als würde die Bewegung des Behälters ein Brennen an seinem Gefäß hervorrufen, allein er schrieb Dies der schlechten Beschaffenheit des Straßenpflasters zu, mit welchem die Stadtverwaltung sich nur befaßt, wenn die Zeit der Neuwahlen heranrückt. Auf dem Boulevard angelangt, ging er zu Fuße, die duftige Zigarre im Munde. Das brennende Gefühl am Hintern dauerte an, ja es schien in Folge des Gehens noch stärker zu werden. Da entschloß sich Cadet-Bitard, auf eine kurze Zeit bei Tortoni einzutreten, mit dem heuchlerischen Zweck, im Vorübergehen irgend ein glänzendes Wort von

Aurelien Scholl aufzufangen, der hier über den französischen Geist zu Gerichte sitzt. Aber er hielt es nicht lange aus; es war sicher: irgend etwas heftete sich schmerzlich an seine Rehrseite. Sollte ihm etwa in der Eile des Aufbruches . . . ? Doch nein, er kannte sich selbst zu gut, um auch nur einen Augenblick bei diesem ärgerlichen Gedanken zu verweilen. In trübseligster Stimmung stieg er in einen Fiaker, wo das Jucken und Brennen noch schlimmer wurde. Zu Hause angelangt, entkleidete er sich schleunigst und nun entdeckte er — zu seiner nicht geringen Verwunderung — an seinem rundesten Körperteile ein breites Pflaster. Es war das Thapsia-Pflaster des Herrn Cornefesse, das dieser im Finstern just auf dem Hintertheil des Beinkleides des Herrn Cadet-Bitard ausgebreitet hatte.

Die Vortrefflichkeit des Mittels bekundete sich durch eine mächtige Wirkung. Um Mitternacht blühte das Hintertheil des Herrn Cadet-Bitard wie ein Garten im Frühling und noch nie hatte ein auf dem Spalier gezogener bengalischer Rosenstrauch so viele Knospen hervorgebracht. Volle acht Tage mußte der Aermste auf dem Bauche liegen, weil er sich nicht setzen konnte. Die gute Madame Cornefesse mußte ihm Zucker darauf streuen, um ihm die bittere Pille zu versüßen . . .



Im Manöver.

Lieutenant A.: „Wie war's im Manöver?“

Lieutenant B.: „Großartig! Schneidig! Sämtliche Patronen und sämtliche Weiber verschossen!“ **W. Sch.**

*

Aus der Gesellschaft.

Der Banquier P. macht der schönen Frau Z. einen Besuch. Es ist 5 Uhr Abends, im Boudoir wird es schon dunkel und die Unterhaltung belebt sich mehr und mehr.

— Warum machen Sie mir nicht mehr den Hof, theurer Freund?

— Ich bin sehr galant gewesen, doch zeigten Sie mir sofort die Zähne, entgegnet P.

— Es ist wahr, mein Freund, ich habe Ihnen zuerst die Zähne gezeigt, erwidert Madame Z. mit einem Lächeln, das einen Heiligen in Aufruhr versetzen konnte, — aber, Sie werden zugeben, mit etwas muß man doch . . . anfangen! **R G—e.**

*

Stoßseufzer einer Zweifelhaften.

— Das vermaledeite Geld! Wenn ich mit 100,000 Mark Rente geboren worden wäre, wäre ich vielleicht doch eine ehrbare Person geworden . . .

*

Aus der Schule.

Lehrer: „Was hat Gott am sechsten Tage erschaffen?“
(Die Jungen schweigen.) — „Nun, welches ist denn das vornehmste Geschöpf, das ihr kennt?“

Ein Junge (freudig): „Der Herr Bürgermeister.“ **GW—r.**

*

Mißverstanden.

Frau (ein neues Dienstmädchen aufnehmend): . . . Und Das sage ich Ihnen gleich, wenn Sie einen Geliebten haben, — Besuche dulde ich nicht!

Mädchen: Das macht mir, er kommt eh nur, wenn Sie mit z' Haus sein.

I. P. r.

Eine Unüberwindliche.

Novelle von Jussuf Efendi.

I.

Im Club wurde lebhaft debattirt.

Es handelte sich um ein altes, schon oft diskutirtes Thema. Der reiche und schneidige Graf von Z. bewarb sich seit drei Monaten mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln um die Gunst der viel bewunderten Primaballerina Kate S. an der Hofoper, einer Schönheit ersten Ranges, und erklärte heute feierlich, daß Fräulein Kate unüberwindlich sei. Sofort erhoben sich natürlich Stimmen dagegen, man tritt hin und wider und zuletzt bildeten sich zwei Parteien, von denen die eine behauptete, jedes Weib sei zu erobern, wofern man nur die rechten Mittel anwende, die passende Gelegenheit zu schaffen wisse, während die andere Partei Dies bestritt.

Da ich den Streit für einen müßigen hielt, so betheiligte ich mich an demselben nicht, und wurde gerade deswegen, als beide Parteien Gründe und Gegengründe erschöpft hatten, um meine Meinung gefragt. Ich erklärte, daß ich die Frage theoretisch für unentscheidbar hielt, daß aber auch praktisch die Entscheidung an einer unerfüllbaren Voraussetzung scheitern müßte.

„An welcher?“ riefen zwanzig Stimmen zugleich.

„Man kann doch,“ sagte ich, „das Experiment füglich nicht mit allen weiblichen Individuen anstellen, so lange, bis man eine absolut Unüberwindliche gefunden hat. Allein das ist auch gar nicht nöthig. Es würde genügen, den Versuch bei demjenigen Weibe zu machen, das am schwersten zu überwinden ist. An der Unmöglichkeit aber, dieses Weib zu finden, scheitert die Lösung des Problems.“

„Kate ist dieses Weib!“ rief der verzweifelte Graf.

„Wenn alle Anwesenden diese Behauptung als richtig acceptiren wollen, so ließe sich die Frage wenigstens in einer für unseren Kreis giltigen Weise entscheiden,“ meinte ich.

„Angenommen!“ tönte es einstimmig.

„Dann ist ja die Frage bereits entschieden,“ jubelte der Graf.

„Relativ, in Bezug auf Sie,“ entgegnete ich; „um aber als absolut unüberwindlich, wenigstens in unseren Augen zu gelten, muß sie uns Allen erfolgreich widerstanden haben. Ich denke, die schuldige Rücksicht gebietet uns, den Herrn Grafen selbst bestimmen zu lassen, wer nun ins Treffen soll.“

Unter allseitiger Heiterkeit bezeichnete der Graf mich als seinen Nachfolger.

„Das ist sehr schlau,“ bemerkte ich. „Sie wollen der Dame ihren guten Ruf um jeden Preis erhalten wissen, und darum wählen Sie mich, weil Ihnen bekannt ist, daß gerade mir die wenigsten Mittel zur Verfügung stehen, um ein sprödes Herz zu erweichen.“

„Soweit es sich um Geldmittel handelt, stelle ich Ihnen deren in unbeschränktem Maße für Ihren Zweck zur Verfügung,“ sagte der Graf, „und was mich gerade für Sie entschied, war der Umstand, daß meines Wissens alle Anderen bereits erfolglos zu den Füßen dieser Circe geschmachtet haben.“

Da hatte der Graf allerdings recht, und unter allgemeinem Jubel nahm ich die Wahl an. Nun wurden noch die erlaubten Angriffswaffen näher bestimmt, indem jede Gewaltthätigkeit, die Anwendung von stimulirenden oder Betäubungsmitteln, sowie ein Heirathsversprechen ausgeschlossen wurde. Die Maximalzeit der Belagerung war auf ein Jahr festgesetzt.

II.

„Gefällt Ihnen mein Pantoffel?“ fragte mich plötzlich Miß Kate, während sie im kokettesten Negligé auf einer Causeuse hingegossen lag.

„Warum?“ sagte ich, aus meinen Gedanken auffahrend.

„Weil Sie ihn seit einer Viertelstunde unaufhörlich anstarren.“

„Er ist entzückend!“

„Ich will Ihnen das Anstarren bequemer machen,“ sagte sie und zog den Pantoffel vom Fuß, ohne darauf zu achten, daß das durch die schnelle Bewegung sich theilende Spitzengewölfe ihres Morgenrockes mir einen Blick in ein Paradies eröffnete.

Ich nahm den Pantoffel und fragte:

„Darf ich Das küssen, was ich am meisten an ihm bewundere?“ — „Meinetwegen,“ lachte Kate. — „Seinen Inhalt!“ rief ich, sank zu ihren Füßen, umfaßte dieselben und bedeckte sie mit heißen Küssen. — „Welches seltsame Vergnügen, Sie närrischer Mensch!“ sagte Kate lächelnd, ohne jedoch den Versuch zu machen, ihre Füße zurückzuziehen. — „Kate, Sie machen mich wahnsinnig!“ rief ich leidenschaftlich. — „Wodurch?“ — „Seit drei Monaten liebe ich Sie, bete ich Sie an!“ — „Das fällt Ihnen wohl entsetzlich schwer?“ — „Ach, spotten Sie nicht, Kate! Sie wissen sehr wohl, daß ich Sie lieben muß, mir zur Lust und zugleich zur Qual.“ — „Mein Gott, diese abgedroschenen Phrasen!“ — „Gewähren Sie mir Ihre Liebe, und ich lege eine Million zu Ihren Füßen.“ — „Von 3. bot mir zwei, und wissen Sie, was ich ihm sagte?“ — „Nein.“ — „Lieber Freund, Sie müssen meine Liebe sehr niedrig schätzen, wenn Sie dieselbe für eine Waare halten, die auf offenem Markte feil ist.“ — „Aber warum versagen Sie mir beharrlich Ihre Gunst? Ach, Kate, Sie ahnen nicht, auf welches Glück Sie durch Ihre Sprödigkeit verzichten!“ — „Ist es keine Gunst, daß ich Ihnen erlaube, mich hier und so zu sehen?“ Mit diesen Worten öffnete Miß Kate den oberen Theil ihres Morgenrockes wie unabsichtlich und enthüllte dabei ihre wunderbar geformte Büste. — „Ach, diese Erlaubniß —“ — „Sie sind nicht verpflichtet, von ihr Gebrauch zu machen.“ — „Gerade Ihr Anblick ist's ja, der mich rasend macht.“ — „So muß ich Ihnen denselben entziehen,“ sagte sie, indem sie das nur mit einem seidenen Strumpf bedeckte rechte Bein aus den duftigen Spitzen heraus auf die Erde stellte, sich aufrichtete und ans Fenster trat. „Sie sind gerade so fad, wie alle Anderen,“ fuhr sie nach einer Weile fort. „Ist es denn unmöglich, einen Freund zu finden, mit dem man ungenirt und doch harmlos verkehren kann? Wenn man nicht von den Füßen bis zum Hals hinauf gepanzert ist, so kann man sich vor den Zudringlichkeiten seiner Freunde nicht schützen. Leben Sie wohl!“

„Kate!“ rief ich erschrocken, „wenn Sie mich verstoßen, sterbe ich.“

„Das würde jeder andere Mann an Ihrer Stelle auch sagen. Eine erbärmliche Gesellschaft, unsere Männerwelt! Einer wie der Andere, keine Originalität, keiner auch nur einen Zoll über dem langweiligen Alltagsniveau. Man spricht mit Einem und kennt Alle. Vertrauen aber und aufrichtige Freundschaft verdient Keiner. Adieu!“

Sie reichte mir ihre kleine weiße Hand zum Kuß, und ich verließ sie gedrückt, oder vielmehr leider noch lange nicht gedrückt.

III.

Einige Tage später trat Kate ihren Sommerurlaub an, den sie im Seebade zu verleben beschlossen hatte. Ich hatte sie gemeinschaftlich mit dem Grafen zur Bahn gebracht. Als wir den letzten Gruß der fröhlich Scheidenden nachgewinkt, lud mich der Graf ein, in seiner Villa mit ihm zu frühstücken. Ich nahm an und stattete ihm bei dieser Gelegenheit genauen Bericht über meine Erfolge und Mißerfolge ab. Er lachte vergnügt dazu und erzählte, daß er genau so weit gekommen wäre als ich.

„Ja,“ schloß er seine Rede, „wenn man denkt, man hat alle Außenwerke genommen, und wenn man aus der Leichtigkeit, mit der das geschehen, auf einen schwachen Gegner oder, wenn man eitel genug ist, auf einen unwiderstehlichen Angreifer schließt, da sieht man sich plötzlich einer Festung mit herrlichen, aber unbezwinglichen Mauern gegenüber, und auf welchem Punkt man auch den Angriff richten mag, sie kapitulirt nicht, und das Thor bleibt geschlossen. Und aushungern? Parbleu, der Belagerer hat mehr Hunger als die Besatzung!“

„Ein merkwürdiges Weib!“ sagte ich.

„Unüberwindlich!“ fügte der Graf glückstrahlend hinzu. „Darin besteht eben die wahre Tugend, daß man die Kraft besitzt, dem Gegner an der Grenze Halt zu gebieten. Außer Schußweite ist der Feind ungefährlich. Wer keine Gelegenheit zum Sündigen hat, der darf mit seiner Tugend auch nicht prahlen. Aber dieses Weib, bei dieser ungebundenen Freiheit, dieser herrlichen Gelegenheit, dieser ewigen Versuchung doch tugendhaft, ist ein Wunder, vor welchem der Eiffelthurm zwerghaft zusammenschrumpft.“

„Wer an die Freiheit gewöhnt ist, kommt weniger in Gefahr, sie zu mißbrauchen,“ warf ich ein; „aber setzen Sie ein züchtiges Klosterfräulein nur vierundzwanzig Stunden an Kate's Stelle —“

„Fällt, fällt ganz sicher,“ rief der Graf.

Während ich auf der Besitzung des Grafen mit den Vorbereitungen für den Herbst- und Winterfeldzug beschäftigt war, ging die Badesaison zu Ende, und Miß Kate kehrte zurück.

Bei meiner Antrittsvisite traf ich sie in schlechtester Laune.

„Sie haben mich schnell vergessen,“ schmolte sie zu meiner größten Freude. — „Ich habe täglich an Sie gedacht,“ erwiderte ich. — „Dann hätten Sie mich einmal besuchen können,“ zürnte Kate. — „Hatten Sie Sehnsucht nach mir?“ fragte ich, vor Glück strahlend. — „Bah, ich liebe die Abwechslung.“ — „Für diese habe ich in Ihrer Abwesenheit gesorgt.“ — „Darum zweifle ich nicht.“ — „Nicht so, Kate,

ich war Ihnen treu.“ — „Darnach habe ich gar nicht gefragt.“ — „Meine Gedanken weilten stets bei Ihnen.“ — „Wie wollen Sie Das beweisen?“ — „Ich habe während der ganzen Zeit für Sie gearbeitet.“ — „Für mich?“ — „Ja, und als die Frucht meiner Arbeit biete ich Ihnen heute eine Abwechslung.“ — „Wieso?“ — „Ich lade Sie zu einer Ballonfahrt ein.“ — „Ach, das ist herrlich!“ rief Kate, in die Hände klatschend, und wie ein Kind im Zimmer umherhüpfend. Schließlich blieb sie vor mir stehen, setzte sich auf meinen Schoß, legte die Arme um meinen Hals, gab mir einen Kuß und sagte: „Der Gedanke ist zwar nicht neu, aber da Sie der Erste sind, der mich zum Flug durch die Lüfte einlädt, so haben Sie wohl ein Anrecht auf diese kleine Belohnung. Wann findet die Auffahrt statt?“ — „Sie haben nur zu befehlen.“

IV.

In der That, ich hatte einen prächtigen Luftballon anfertigen lassen, der auf einem kleinen Wiesenplan im Parke des Grafen zur Auffahrt fertig war. Kate jubelte, als sie ihn sah, und besonders, als sie ihren Namen mit großen goldenen Buchstaben auf der straff gespannten Seide erblickte. Nachdem im Kreise meiner Freunde, die den Ballon umstanden, eine feierliche Taufe an dem Luftschiff vollzogen war und Kate selbst eine Flasche des edelsten Champagners an der Gondel zerschellt hatte, stiegen wir ein. Kate fand die innere Einrichtung der Gondel mit ihren schwellenden Polstern entzückend, wünschte aber, daß uns noch ein mit der Behandlung des Ballons vertrauter Mann begleiten solle. Ich versicherte ihr, daß ich am besten mit dem Luftschiffe umzugehen wisse, da ich seine Anfertigung selbst geleitet habe. Darauf gab ich das Zeichen zum Lösen der Haltetaue.

„Sie werden mir doch nichts zu Leide thun wollen?“ sagte Kate, noch ehe wir aufstiegen.

„Hätte ich dazu dieser Gelegenheit bedurft?“ flüsterte ich ihr leise zu.

Kate nickte lächelnd, und unter den Hurrahrufen meiner Freunde stiegen wir pfeilschnell in die Höhe. Kate beugte sich über den Rand der Gondel, um mit dem Taschentuche ein Lebewohl zu winken, allein ein breites Korbgeslecht, welches die Gondel rings umgab, entzog ihr den Anblick der Zurückbleibenden.

„Wozu ist denn der abscheuliche Korbring eigentlich?“ fragte Kate.

„Er soll den Schwindel verhüten, der uns bei einem Blick direct nach unten unfehlbar befallen würde,“ erklärte ich.

Wir erfreuten uns an dem herrlichen Blick auf die Landschaft, die sich immer weiter, aber immer undeutlicher um uns ausdehnte, bis endlich die Erde unserem Auge ganz durch den Korbring verdeckt war.

„Steigen wir noch?“ fragte Kate.

„Wir wollen einmal probieren,“ sagte ich, und warf ein Stückchen Papier hinaus, in das ich einen Knopf gewickelt hatte, und das schnell verschwand. „Es ist Zeit, das Ventil ein wenig zu öffnen,“ sagte ich und erhob mich.

„Wozu denn?“ fragte Kate.

„Je höher wir kommen,“ erläuterte ich, „desto dünner wird die Luft, desto weniger Widerstand setzt sie also dem

Ausdehnungsbestreben des im Ballon eingeschlossenen Gases entgegen, desto mehr spannt daher dieses Gas den Ballon, und wenn man dem Gase keinen Ausweg giebt, so muß es den Ballon schließlich sprengen.“

„Ach, bitte, öffnen Sie schnell!“ rief Kate.

Ich ergriff die Leine, welche vom Ventil herabhing, und zog an, aber sie gab nicht nach. Ich zog stärker an, doch umsonst. Ich riß mit der Kraft der Verzweiflung, indeß Kate angsterfüllt meine Anstrengungen beobachtete.

„Das Ventil ist in Unordnung. Wir sind verloren,“ murmelte ich dumpf und setzte mich nieder.

„Mein Gott, was wird denn nun aus uns werden?“ fragte Kate, indeß das Blut aus ihrem Antlitze wich.

„In etwa einer halben Stunde wird der Ballon plagen und zwei Minuten später liegen wir zerschmettert an irgend einer Stelle der Erde,“ sagte ich ernst. In diesem Augenblicke knarrte das Regwerk, und ich deutete stumm nach oben. Laut aufschluchzend schlang Kate ihre Arme um mich und rief verzweifelt: „Ach, liebster Freund, giebt es denn gar keine Rettung mehr?“ — „Keine!“ entgegnete ich. — „So müssen wir denn wirklich sterben?“ — „Unvermeidlich.“ — „Ach, ich hätte noch so gern gelebt,“ sagte Kate, die im Angesichte des unabwendbaren Todes ein wenig ruhiger wurde. — „Auch ich hoffte, daß meine Liebe zu Ihnen, Kate, zu einem schöneren Ende führen würde.“ — „Ach, lieber Freund, vergeben Sie mir! Ich weiß wohl, daß ich Sie manchmal grausam gequält habe, aber, ach, ich konnte ja nicht anders.“

„Wir wollen uns die letzten Augenblicke unseres Lebens nicht mit Selbstvorwürfen verbittern. Sie sind ein Engel, Kate, und ich danke Ihnen vom Herzen für die schönen Stunden, die Sie mir in Ihrer Nähe zu verweilen gestattet haben.“

„O, daß wir so ohnmächtig unserem Schicksal gegenüber stehen müssen!“ klagte Kate, mich küssend.

„Den Tod erleichtern könnten wir uns wohl,“ sagte ich, ihre bebende Gestalt umschlingend.

„Wie denn?“ fragte sie, und barg ihr erröthendes Köpfchen an meiner Brust.

„Indem wir uns den letzten Augenblick versüßen, versüßen durch den Genuß des Herrlichsten und Schönsten, was uns armen Sterblichen ein mitleidiges Geschick gewährt hat, durch den Genuß der Liebe.“ Mit diesen Worten preßte ich sie leidenschaftlich an mich, und unsere Lippen fanden sich in einem heißen, innigen Kuß.

„Du hast recht,“ sagte Kate leise, „da wir bestimmt sind, vereint zu sterben, so möge uns noch das Leben vereinen, und mir Gelegenheit geben, Dir Deine treue Liebe zu vergelten.“

„Dank, tausend Dank!“ stammelte ich, und innig umschlungen vergaßen wir im Wonnerausch der Liebe die drohende Todesgefahr.

Da plötzlich tauchen Bäume um uns empor. Wir springen auf, ein leichter Ruck, wir haben festen Boden unter uns. Die Freunde umringen uns, Kate blickt wirr um sich und sinkt mit einem Schrei ohnmächtig in meine Arme.

V.

Auf einem Ruhebetto in der Villa des Grafen hatte sich Kate bald erholt. Ich kniete an ihrem Lager und hielt ihre

Rechte umschlossen. Wir waren allein. Kate sah mich erstaunt an, allmählig traten alle Einzelheiten des Abenteurers in ihre Erinnerung, ihr Antlitz wechselte wiederholt die Farbe, und endlich fragte sie mich leise:

„Wie sind wir denn gerettet worden?“

„Es war ein Ballon captif!“ sagte ich. „Wir schwebten in keiner Gefahr. Das Seil, das uns sicher gehalten, hat uns auch sicher herabgezogen. Vergebung!“ flüsterte ich, als Kate mich verwundert anblickte, und bedeckte ihre Hand mit heißen Küssen.

Da fühlte ich plötzlich, wie sich zwei weiche Arme um mich schlangen und mich an einen wogenden Busen pressten; eine holde Stimme lispelte in mein Ohr:

„Du süßer Betrüger!“

Im Club gab es sehr lebhaft Debatten über die Frage, ob ich das große Räthsel in Bezug auf Miß Kate gelöst habe oder nicht. Es gab Stimmen für und wider. Der Graf B. meinte, ich hätte es nicht gelöst, denn er habe an einen Sieg auf festem Boden gedacht, nicht an einen solchen in der Luft; aber die Mehrheit der Herren entschied, daß das von mir angewandte Mittel ein statthaftes gewesen und mein Sieg ein vollständiger sei.

Harmlose Ein- und Ausfälle

über das „ewig Weibliche“.

(M o d e.)

Ich glaube, wenn Sommersprossen in die Mode kämen,
Die Schönsten würden ihres reinen Teint's sich schämen.

*

(F a l s c h e s S p r i c h w o r t.)

Wie schieß die Alten über Vieles dachten,
Seh'n wir an manchem Sprichwort, das sie machten:
Aus vielen wähl' ich ein's nur aus:
„Wer Glück hat, führt die Braut nach Haus.“

*

(W o s h a f t.)

Das Fräulein N., das Jeder „Hannchen“ nennt,
Sucht mittelst Zeitung einen Mann sich auf.
Der schalk'sche Drucker, der es satfsam kennt,
Gibt der Annonce den Titel: A u s v e r k a u f.

Friedrich v. d. Adler.

*

Die Aerzte und die Frauen
Darinnen sind sie eins:
Sie heischen das größte Vertrauen,
Verdienen aber — kein's.

Osc. Welten.

*

Der Mann darf selbst von Erz sein,
Erheischt es sein Beginnen.
Die Frau darf selbst von Sinnen,
Doch niemals ohne Herz sein.

Julian Weiss.

A d a m.

Novelle von X.

I.

Du hast also Deinen jungen Dalmatiner zum Frühstück bei Sacher geführt? fragte die Freiin von Karwin ihren Gatten.

— Ja, und daran habe ich wohlgethan; denn in unserem Hause — obgleich wir reich genug sind, um uns gar nichts versagen zu müssen — hätte sich nicht Fleisch genug vorgefunden, um diesen schrecklichen Benvenisti zu sättigen. Sein Vater sendet mir ihn aus Istrien, damit er Wien kennen lerne. Mit Geld ist er reichlich versehen und er wird es auch brauchen, bis er sein Ziel erreicht haben wird. Den Anfang hat er mit sechs Côtelettes gemacht. Ein unvergleichlicher Kerl!

— In der That, ich habe ihn durch das Fenster betrachtet, als Ihr in den Wagen stieget und habe ihn noch viel schöner gefunden, als die Dalmatiner sonst sind.

— Und noch viel kräftiger. Denke Dir: auf dem Opernring hat er ein Fiakerpferd, das gestürzt war, mit so leichter Mühe aufgerichtet, wie man eine Blume vom Boden aufhebt. Wir gingen zu Tische und als er den Mund aufthat, zeigte er ein Gebiß, mit welchem er ebenso gut die silbernen Schüsseln hätte zermalmen können, wie die Gerichte, die sie enthielten. Nachdem er den ersten Appetit befriedigt hatte, erzählte er mir sein Leben, in einfacher, vernünftiger Sprache, der es nicht ganz an poetischen Bildern fehlte.

— Ah! und was hat denn dieser junge Wilde aus seinem Leben zu erzählen?

— Sein Vater, mein alter Freund, ist ein leidenschaftlicher Mathematiker und lebt nur für seine Wissenschaft. Er bewohnt in der Nähe von Ragusa das Schloß seiner Väter, das ganz nahe am adriatischen Meere liegt, umgeben von den Häuschen eines mit Fischern und Matrosen bevölkerten Dorfes. Dort ist der junge Graf Luigi Benvenisti frei und schrankenlos aufgewachsen, ohne einen anderen Lehrer, als der Ortspfarrer, von dem er Alles in Allem Latein, ein wenig Geschichte und viel Musik gelernt hat. Dagegen war seine Seemanns-Erziehung eine vollständige. Der türkischen Bora zu trotzen, Das hat zu seinen ersten Uebungen gehört, er schwimmt wie ein Hai, das Meer ist sein eigentliches Element; er macht da was er will und würde ohne Schwierigkeit eine Perle, die eine schöne Dame zum Zeitvertreib ins Meer würde, vom Grunde heraufholen.

II.

— Dieser Benvenisti ist entschieden ein sonderbarer Kauz! bemerkte die Baronin Karwin.

— Weit mehr, als Du glaubst. Anstatt ihm Wien zu zeigen, sollte man ihn für Geld sehen lassen. Nicht nur ist er jung, schön, stark und originell, sondern noch etwas, was Du Dir nicht vorstellen kannst . . .

— Ah!

— Er ist . . . sei auf das Merkwürdigste gefaßt . . . dieser langhaarige Triton ist noch — jungfräulich.

— Was? rief die Baronin in höchster Verwunderung.

— Es ist wie ich Dir sage. Wenn er den ganzen Tag mit dem Meere — dieser großen Courtisane, die ihn verhin- dert, andere kennen zu lernen — gekostet und gespielt hat, ist er müde und schläft wie ein Thier. Und weil er keine Zeit und Gelegenheit hatte, Weiber kennen zu lernen, ist er jungfräulich.

Mit diesem wiederholten Knalleffekt entfernte sich der Baron vom Hause.

Kaum war er fort, als Frau von Lenck, die beste Freundin der Baronin, zu Besuche kam. Die Dame hat ein Antlitz, das nicht gerade vornehm, aber sehr hübsch ist und stets von Lustigkeit strahlt. Das Näschen ist feck, die frischen Lippen umspielt ein ewiges Lächeln, in den Augen wohnt ein Schalk, der tausend heitere Dinge zu erzählen weiß.

Frau von Lenck hat auch alle Ursache, stets guter Laune zu sein, denn sie ist vollkommen glücklich. Sie ist reich, gesund, versteht mit ihrer glockenhellen Stimme sehr gut zu plaudern, verfolgt die Moden oder erfindet dieselben je nach der Eingebung ihrer Kaprizen, und ist an einen Mann verheirathet, der ihr volle Freiheit läßt, unter der Bedingung, daß sie ihm die seinige lasse.

Die Baronin Karwin war nicht wenig überrascht, als sie die ewig muntere, von Frohsinn übersprudelnde Lenck mit nachdenklicher und zerstreuter Miene eintreten sah.

— Was ist Ihnen denn, Liebste? fragte die Baronin.

— Was mir ist, theure Jeanne? Mein Gott! ich bin völlig aus meinem Gleise gerathen. Sie wissen, daß ich gewohnt bin, das Leben von seiner heiteren Seite zu nehmen und ihm alle Freuden abzugewinnen, die es mir zu bieten hat; namentlich der Liebe, die ich nie verschmäht, habe ich viele glückliche Stunden zu danken. Aber ach! jetzt muß ich erfahren, daß ich mich in Allem getäuscht habe, daß ich nichts weiß, daß ich dumm bin wie eine Gans.

III.

— Ach! und wer sagt Ihnen Das?

— Wer es mir sagt? die Bücher. Denn in meiner Ver- derbtheit bin ich sogar darauf verfallen, Bücher zu lesen und die Autoren haben mich ernüchert. Sie behaupten sämmtlich, daß es in der Liebe eine Menge Verfeinerungen, Geheimnisse, unerhörte Verwicklungen gebe, ohne welche sie überhaupt nichts taugt. Nun denn: welche sind diese Geheimnisse, die alle Welt kennt, nur ich nicht. Ich will, daß man mir dieses Räthsel löse und werde so lange suchen, bis ich die Lösung gefunden habe. Da Sie meine beste Freundin sind, liebste Jeanne, wende ich mich zunächst an Sie. Wie soll ich es anfangen, um Den- jenigen zu finden, der mich die Verfeinerungen, die Geheimnisse, die Verwicklungen der Liebe lehrt?

— Meiner Treu, liebste Lenck, da wenden Sie sich an eine schlechte Adresse. Ich weiß nicht, um was es sich handelt. Um die Wahrheit zu sagen, glaube ich, daß die famosen Ge- heimnisse, nach welchen Sie fahnden, sehr wenig, oder besser gesagt: nichts sind. An Ihrer Stelle würde ich thun was Sie bisher gethan; ich würde mich mit einem guten, ergebenen Freunde begnügen, der die drei Worte „Ich liebe Sie“ mit

der richtigen Betonung, ohne unnütze Umschreibungen zu sagen weiß.

— Es ist zu spät, erwiderte Frau von Lenck. Ich weiß jetzt, daß der Apfel der Eva nicht das Richtige ist und daß es einen ganzen großen Obstgarten voll anderer verbotenen Früchte gibt; ich will alle versuchen, alle pflücken, mich mit allen sät- tigen. Ich weiß wohl, daß ich zur Fahrt nach diesem Zauber- garten eines Führers bedarf, der alle Heerstraßen und Seiten- pfade kennt, die dahin führen. Diesen Führer muß ich haben und wenn nicht eine mitleidige Seele mir ihn zeigt, werde ich ihn auf meinem Wege suchen, unermüdet, bis ich ihn ge- funden habe.

— Nun wohl, sagte die Baronin nach einigem Nach- denken und mit einem seltsamen Lächeln auf den Lippen; — nun wohl: ich kenne den Zauberer, den Sie suchen: der Zu- fall eines Bekenntnisses hat mich die wunderbaren Eigenschaften kennen gelehrt, über die er verfügt. Es ist ein junger Dal- matiner, Conte Luigi Benvenisti mit Namen, für den mein Mann sich interessirt. Er ist noch jung, scheint aber schon so viel zu wissen, als ob er hundert Jahre alt wäre. Phryne und Cleopatra hätten bei ihm in die Schule gehen können. Die Frauen, die ihm angehört haben, (sie sind zahllos wie die Sterne am Himmel) vergessen seiner niemals und wenn sie sich seiner erinnern, lachen sie laut auf vor Vergnügen.

— Ach! und haben Sie nicht auch Lust bekommen, mit- zulachen?

— Ich? nein, — erwiderte die Baronin. Ich führe eine gutbürgerliche Küche; da Sie aber gewürzte Gerichte ver- kosten wollen, steht der Koch zu Ihrer Verfügung.

— Und wo finde ich ihn?

Ganz einfach hier, bei mir. Ich werde Sie beim Diner neben ihn setzen und Sie werden sehen, daß er angenehm zu plaudern weiß. Was das Uebrige betrifft . . .

— Das Uebrige überlassen Sie mir, fiel die schöne Lenck ein.

Sie durfte es ihr getrost überlassen. Frau von Lenck schob die Angelegenheit nicht „auf die lange Bank“ wie man zu sagen pflegt. Die Baronin, die ihre Freundin sehr wohl kannte, war überzeugt, daß diese mit dem jungen Benvenisti nach dem Zaubergarten aufgebrochen sei, und sie war nicht ganz ohne Sorge, denn sie fürchtete, daß die kleine Lenck alsbald ent- täuscht zurückkehren werde, um über die angeblichen großen Vorzüge des Vielgerühmten Rechenschaft zu fordern.

Allein, das Gegentheil geschah. Frau von Lenck kam heiter, glücklich, strahlend, verjüngt zu ihr und gab ihr tausend herz- liche Küsse zum Zeichen ihrer Dankbarkeit.

— Ach, süße Freundin, ich bin selig! rief sie; ich lebe, ich athme, Dank dem göttlichen Luigi! Fürwahr, die Geheim- nisse, die Raffinements, die Komplikationen, ich glaube sie von ihm kennen gelernt zu haben! . . .

— Wie? Sie glauben nur? Sie sind dessen nicht sicher?

— Meiner Treu! ich schwamm in solch' himmlischen Wonnen, daß ich wirklich nicht die Muße hatte, auf die Details zu achten!

Margherita.

„Nun lieg' ich zu Deinen Füßen
 Und Deine kleine Hand
 Bedeck' ich mit flammenden Küssen —
 Ich komm', ach! fast um den Verstand.“

Noch gestern meinem Verlangen
 Stand'st unerreichbar hoch —
 Und heute darf ich umfangen
 Dich lust- und wohnenvoll doch.“

Da ein gar listig Lächeln
 Um Deine Lippe flog,
 Und Deines Spottwort's Lächeln
 Mir über die Wange zog:

„Was heut' Dich in alle Himmel
 Erhebt als Liebeslohn —
 Wird wohl, Dir, süßer Lämmel,
 Bu früh noch Last und Frohn . . .“

E. F. Kastner.



Der verwünschte Prinz.

Ein Märchen von Senecca.

Einleitung.

„Willst Du Dich denn heute nicht ausziehen, Arthur?“
 fragte Leonie in weinerlichem Tone, indem sie die Kniee
 unter der Bettdecke fröstelnd in die Höhe zog.

„Noch nicht,“ erwiderte Arthur bestimmt, „ich werde mich
 heute nicht mit Deinem schelmischen Lächeln, noch mit Deinem
 Schmollen abspeisen lassen. Also kurz und gut, was hast Du
 mit diesem Menschen zu thun, diesem — Banquier Wolff?“

„Ich schwöre Dir, nichts Unrechtes —“

„Also spielt er bei Dir den Banquier nur aus reiner
 Menschenliebe?“

„Es ist wahr, ich leugne es nicht, er unterstützt mich mit
 Kleingeld, aber ich habe ihn nie darum gebeten. Sieh Dich doch
 in meinem Zimmer um, Arthur, ein elegantes Boudoir ist es
 gewiß nicht, und das würde es sein, wenn ich mit dem Ban-
 quier so stünde, wie Du es vermuthest.“

„Nun, weiter, weiter!“

„Das ist Alles!“ sagte Leonie kurz und schroff.

„Das ist Alles!“ wiederholte Arthur wüthend. „Ja,
 wenn ich ein reicher Taugenichts von Sohn irgend eines Ka-
 pitalmenschen wäre, dann würde ich Dich vielleicht allein ha-
 ben können, aber so ein armer Schlucker von Maler muß sich
 mit den Brosamen begnügen, die von des Herrn Banquiers
 Tische fallen.“

„Arthur!“

Leonie hatte sich im Bette aufgerichtet. Ihre vollen schwar-
 zen Haare fielen über die zarten Schultern und Brüste, ihre
 Wangen färbten sich blutroth, und ihre dunkeln Augen sprüh-
 ten Blige.

Arthur senkte das Haupt, schwieg aber eigensinnig. Leonie
 hatte einige bittere Worte auf der Zunge, besann sich aber
 plötzlich und sagte:

„Ich werde Dir ein Märchen erzählen, — ein Märchen,
 das ich selbst erlebt habe.“

„Ich wußte, daß ich von Dir nur Märchen hören würde,“
 höhnte Arthur. Leonie that, als bemerke sie den Spott nicht,
 und erzählte:

Das Märchen.

Meine Mutter war eine ganz arme Nähterin, viel ärmer
 wie ich, sonst hätte sie meinem Vater, einem reichen Herrn, der
 sie mit seinen Anträgen beständig quälte, länger widerstanden.
 Aber schließlich gab sie nach. Meine Mutter war damals ge-
 rade so alt wie ich jetzt, siebzehn Jahre, ein ganz unerfahrenes
 Ding — heutzutage ist man in dem Alter schon sehr erfahren.
 Sie verstand es nicht, aus der Liaison Capital zu schlagen,
 und nach neun Monaten lag sie da mit einem kleinen Wurm
 und geringen Mitteln, und mein Vater feierte seine Hochzeit
 mit einer standesgemäßen Frau. Alle Quartale schickte er mei-
 ner Mutter eine ganz geringe Summe, schließlich blieb auch
 die aus und meine Mutter war zu stolz, bei dem reichen
 Sünder zu betteln.

So wurde ich acht Jahre alt. Eines Tages saß meine
 Mutter bei einer Näharbeit, während ich meine Schularbeiten
 machte. Da klopfte es, und herein trat ein etwas corpulenter
 Herr mit schwarzem Haar und Bart.

„Marie!“ rief er bewegt aus und streckte meiner Mutter
 die Hände entgegen.

Die Mutter sah ihn erst erstaunt an, dann sagte sie:

„Ah, Du bist es, Moritz, ich hätte Dich Deines Bartes
 wegen bald nicht wiedererkannt.“

Augenscheinlich schien sie der Besuch wenig zu erfreuen.

*

„Entschuldige,“ unterbrach hier Arthur die Erzählerin,
 „aber wenn Das ein Märchen sein soll, dann weiß ich nicht,
 weshalb Du mir das Märchen und nicht lieber die Wahrheit
 erzähltest.“

„Was ich Dir erzählt habe, ist die reine Wahrheit, und Alles, was ich Dir noch erzählen werde, ist bis aufs Pünktchen wahr, denn ich erinnere mich aller Einzelheiten noch heute ganz genau. Weshalb ich meine Geschichte ein Märchen nenne, sollst Du erfahren, wenn Du geduldig zuhörst.“

*

„Was macht Deine — — — Deine Frau?“ fragte meine Mutter ohne Spott, in gleichgültigem Tone.

„Ich bin von ihr geschieden — glücklicherweise! Sie war eine Baronesse, das konnte sie mir nie verzeihen. Ich habe ihr ein anständiges Jahrgeld ausgesetzt. Nun sehne ich mich ein wenig nach Liebe.“

Ich habe vergessen zu sagen, daß wir nur ein kleines Stübchen nebst Küche bewohnten.

Der Blick des Fremden fiel auf mich.

„Das ist doch nicht —“

„Das ist Leonie,“ bestätigte meine Mutter.

Er streichelte mein Haar und küßte mir die Stirne. Was sie weiter sprachen, dessen erinnere ich mich nicht, ich weiß nur, daß meine Mutter plötzlich sagte:

„Geh' hinaus in die Küche.“

Ich gehorchte mit Widerstreben, denn ich war doch gar zu begierig, zu erfahren, wer der Fremde wäre, der mich so freundlich behandelt hatte und der mich zu kennen schien.

Ich setzte mich auf einen Fußschemel an die Thüre und horchte. Zuerst wurde noch viel hin- und hergeredet, dann vernahm ich ein Geräusch wie von Klüssen, dann war Alles still, und ich hörte nur ein leises Seufzen . . .

Ich konnte es mir nicht erklären. Sollte der Fremde ein Mordattentat auf meine Mutter gemacht haben? Vor Angst zitternd öffnete ich die Thüre und trat ein. Ich sah . . .

Eine kräftige Dhrseige meiner Mutter warf mich in die Küche zurück. Ich setzte mich in den Herdwinkel und heulte laut. Endlich ging der Fremde, nachdem er mich noch zum Abschied geküßt hatte.

Die Mutter zog mich aus dem Winkel hervor und behandelte mich liebevoller als gewöhnlich.

„Wer war der Fremde, Mutter?“ lautete meine erste Frage, nachdem sich mein Weinen gelegt hatte. Meine Mutter sann einen Augenblick nach; dann, als ihr Blick auf ein Märchenbuch fiel, das sie mir zu Weihnachten geschenkt hatte und das ich halb auswendig wußte, sagte sie mit großem Ernste:

„Ein verwunschener Prinz.“

*

„Meine liebe Leonie, wie Unrecht habe ich Dir gethan, ich errathe Alles.“

„Macht Deinem Scharfsinn alle Ehre,“ entgegnete die schöne Erzählerin, „aber bitte, nimm Deine Hand unter der Bettdecke hervor, sonst werde ich glauben, daß Du mir nicht aufmerksam zuhörst.“

*

„Die Gestalt, die Du jetzt an ihm sahst, war nicht seine richtige,“ fuhr meine Mutter fort, ohne meine erstaunten Blicke zu beachten. „Früher war er ein schöner Prinz mit goldenen Locken, bis ein böser Zauberer ihn in seine jetzige Gestalt ver-

wünschte und bestimmte, er könne nicht eher erlöst werden, als bis er zwölf Hemden von gewissen Eigenschaften hätte. Da der Prinz nun ein Jugendfreund von mir war und wußte, daß ich Hemden nähe, so bestellte er die zwölf Hemden bei mir.“

„Ja,“ sagte ich nachdenklich, „ich habe ja selbst gesehen, wie er das eine Hemd anprobirte, aber weshalb lagst Du im Bett, Mutter?“

„Das mußte geschehen, sonst konnte der Zauber nicht wirken. Diesmal hast Du übrigens durch Dein unberufenes Dazwischenkommen das Erlösungswerk gestört. Jetzt muß der Fremde noch einmal kommen.“

„Mutter, sieh doch das viele Gold auf dem Tisch,“ rief ich dazwischen, „das hat der verwunschene Prinz gewiß vergessen.“

„Nein, er hat es hier gelassen, damit ich das Hemden-tuch kaufe, welches sehr kostbar und sehr theuer ist.“

Sie nahm das Geld und verschloß es sorgsam.

Es ist wohl nicht nöthig zu erwähnen, daß die Besuche des Fremden sich jetzt wiederholten. Wir bezogen bald eine angenehmere, comfortable Wohnung, und nach einigen Jahren dachte ich nicht mehr an das Märchen meiner Mutter. Ich hatte mich daran gewöhnt, daß sie mit dem „Dunkel“, wie ich den Fremden nennen mußte, oft ausfuhr und mitunter die ganze Nacht wegblieb.

Vor drei Jahren starb meine Mutter. An ihrem Grabe entdeckte mir Banquier Wolff — Du wirst errathen haben, daß er es war —, daß er mein Vater wäre. Ich nahm diese Neuigkeit anfangs mit dem gebührenden Abscheu gegen den Verführer meiner Mutter auf, dann gewöhnte ich mich daran, ihn meine Vorsehung spielen zu lassen.

Vor einem Jahre gab ich ihm meinen Entschluß, Tänzerin zu werden, kund, und setzte es trotz seines Widerstrebens durch. Es hat mich auch nicht gereut, denn nur auf diese Weise habe ich meinen Arthur kennen gelernt, der mich durchaus portraituren wollte. Nun, bist Du noch auf Papa Wolff eifersüchtig?“

*

Arthur hatte sich schon längst entkleidet und war unter die warme Bettdecke geschlüpft.

Kleine Bosheiten.

Die größte Entfernung, die Mann und Frau trennen kann, ist die Gleichgültigkeit.

*

Die meisten Frauen betrachten den Tag für verloren, an welchem sie nicht wenigstens eine Eroberung gemacht haben.

*

Liebe ohne Genuß ist arm wie eine Kirchenmaus.

*

Manche Frau hält die Hand stets nach der verbotenen Frucht ausgestreckt.

*

Liebe macht den Mann dreist, die Frau vorsichtig.

*

Ein Ungeduldiger.



— Bitte, wenn Sie fertig sind . . .

Im Restaurant.



— Hast Du's so eilig, Lise, schau mich doch an! . . .
— Und schaffen Sie sonst noch was?

Der gerade Weg ist sicherlich der beste, aber der verbotene oft sehr angenehm.

*

Den ersten Fehltritt verzeihen sich die Frauen nicht eher, als bis sie den zweiten hinter sich haben.

*

Die Frauen wollen das Buch der Liebe immer in vermehrter und verbesserter Auflage.

*

Die Frauen trinken zuerst Champagner, dann vom Wasser der Letzthe.

*

In alten Zeiten kleideten sich die Frauen, um zu verbergen, was sie haben; heute kleiden sie sich, um zu zeigen, was sie — nicht haben.

*

Viele Frauen kreischen im Bade nur, um bemerkt zu werden.

*

Zur Ehe braucht man einen guten Magen, besonders wenn die Gattin selbst die Küche führt.

*

Die Liebe ist blind, aber wenn man eine Frau nimmt, werden Einem die Augen geöffnet.

*

Wenn eine Frau sagt, sie kenne die Liebe nicht, dann sucht sie einen Meister, der sie darin unterrichten soll.

*

Der Pfad der Tugend ist so schmal, damit die Frauen, die ihn betreten, keine Herrenbegleitung annehmen können.

(3.)

Die Erbschaft.

Roman von Guy de Maupassant.

Maize, der fecker war als die Anderen, fragte ihn runderaus:

„Kennen Sie genau die Höhe der Erbschaft?“

Lesable erwiderte in gleichgültigem Tone:

„Nein, nicht genau. Das Testament spricht von ungefähr zwölftausendhunderttausend Francs. Ich weiß Dies nur, weil der Notar uns das Testament wegen gewisser, auf das Begräbniß bezughabender Verfügungen mittheilen mußte.“

Die allgemeine Ansicht ging dahin, daß Lesable nicht im Ministerium bleiben werde. Mit sechszigtausend Franken Renten bleibt man kein Schreiberknecht. Da ist man schon jemand und kann erreichen, was man will. Die Einen meinten, er strebe nach der Stelle eines Staatsrathes, die Anderen glaubten, er werde sich um einen Deputirtenstz bewerben. Der Amtschef war der Einreichung seiner Entlassung gewärtig.

Das ganze Ministerium erschien zur Leichenfeier, die man ziemlich dürftig fand. Doch ging die Bemerkung von Mund zu Mund: „Die Verstorbene selbst hat es so wollen und hat in ihrem Testamente so verfügt.“

Schon am folgenden Tage nahm Cachelin seinen Dienst wieder auf und auch Lesable erschien, nachdem er eine Woche unpäßlich gewesen, wieder in seinem Amte. Er war ein wenig bleich, aber eifrig und fleißig wie vordem. Es war, als wäre in ihrer Existenz keinerlei Aenderung eingetreten. Man bemerkte nur, daß sie in auffälliger Weise dicke Zigarren rauchten, von Rente, von Eisenbahn-Aktien und anderen Werthen sprachen, wie Leute, die Rententitres im Kasten haben. Nach einiger

Zeit erfuhr man auch, daß sie in der Umgebung von Paris ein Landhaus gemiethet hätten, um daselbst den Rest des Sommers zuzubringen.

„Sie sind ebenso geizig, wie die Alte es gewesen“ — sagten die Leute. „Das ist schon so eine Eigenschaft der Familie. Gleich und Gleich gesellt sich gern. Es schickt sich nun einmal nicht, im Dienste des Ministeriums zu verbleiben, wenn man so reich ist.“

Nach einigen Wochen sprach kein Mensch mehr davon. Sie waren beurtheilt und verurtheilt.

IV.

Während sie die Tante Charlotte zu Grabe geleiteten, dachte Lesable an die Million. Seine Wuth war umso heftiger, als er sie geheim halten mußte; er zürnte aller Welt wegen seines Mißgeschickes und er stellte sich auch die Frage: „weßhalb habe ich kein Kind, nachdem ich nunmehr zwei Jahre verheirathet bin?“

Die Angst, daß seine Ehe kinderlos bleiben könnte, schnürte ihm das Herz zusammen. Und gleichwie der Junge, auf den von der Spitze des Mastes die Niesenwurst verlockend herabglänzt, sich schwört, daß er alle Kraft und Energie aufwenden werde, um sich sie zu holen, faßte Lesable den verzweifelten Entschluß, Vater zu werden. Wenn so viele Andere es sind, warum sollte er es nicht auch werden? Vielleicht war er nachlässig, sorglos; vielleicht war ihm irgend eine Sache unbekannt geblieben. Da er niemals das heftige Verlangen gefühlt, einen Leibeserben zu hinterlassen, hatte er auch niemals seine ganze Sorge darauf konzentriert, dieses Resultat zu erreichen. Künftig wird er in dieser Richtung erbitterte Anstrengungen machen; nichts wird er vernachlässigen und er wird an sein Ziel gelangen, da er es so wollte.

Allein, als er heimkehrte, fühlte er sich unwohl und mußte sich zu Bett legen. Die Enttäuschung war zu bitter und er fühlte jetzt den Rückschlag.

Der Arzt fand seinen Zustand ernst genug und empfahl absolute Ruhe. Man befürchtete sogar ein Kopffieber. Indes war er nach acht Tagen auf den Beinen und konnte seinen Dienst im Ministerium wieder aufnehmen.

Allein, da er sich noch leidend fühlte, wagte er nicht, sich dem Ehebett zu nähern. Er zögerte und war ängstlich, wie ein General vor einer Schlacht, von der seine Zukunft abhängt. Und jeden Abend verschob er die Sache auf den nächsten Tag, eine jener Stunden voll Gesundheit, Wohlbefinden und Energie erhoffend, in welchen man sich zu Allem fähig fühlt. Jeden Augenblick fühlte er sich an den Puls und da er denselben bald zu schwach, bald zu bewegt fand, nahm er tonische Mittel, aß rohes Fleisch und machte vor der Heimkehr lange Spaziergänge.

Da seine Gesundung ihn nicht befriedigte, kam er auf den Gedanken, den Schluß der Sommerfaison in der Umgebung von Paris zu verleben. Hier kam er bald zur Ueberzeugung, daß die frische Landluft einen wirksamen Einfluß auf die Wiederherstellung seiner Kräfte üben werde. Im Gefühle dieser Gewißheit sagte er seinem Schwiegervater: „Auf dem Lande werde ich mich besser befinden und dann wird Alles gut gehen.“

Sie mietheten denn im Dorfe Bezons ein kleines Häuschen und richteten sich daselbst ein. Die beiden Männer gingen jeden Morgen querfeldein nach der Bahnstation Colombes und kehrten von da jeden Abend zu Fuße wieder zurück.

Cora war entzückt, am Ufer des Flusses zu wohnen, brachte daselbst viele Stunden zu, beobachtete das Leben und Treiben auf dem Wasser, pflückte Feldblumen und brachte dicke Sträuße heim. Des Abends ergingen sich alle Drei am Stromufer. Man dehnte die Spaziergänge bis zum Gasthause „zu den Linden“ aus und kehrte da ein, um eine Flasche Bier zu trinken. Wenn der Abend hereingebrochen war, sah man in weiter Ferne eine große Helle: das war die Stadt Paris; dann sagte Cachelin unfehlbar jeden Abend: „Ist das ein Städtchen!“

Langsamem Schrittes kehrten sie heim, das Heraufziehen des Mondes betrachtend, von Zeit zu Zeit ausruhend, um das Spiel des Mondlichtes auf den Wellen zu schauen. Die Unken ließen ihren kurzen Ruf vernehmen; von Zeit zu Zeit tönte ein Vogelschrei durch die stille Nacht. Cora lehnte in bewegter Stimmung zärtlich am Arme des Gatten, dessen Absichten sie wohl errathen hatte, obgleich sie nicht darüber gesprochen hatten. Es war für sie gleichsam ein neuer Brautstand, eine zweite Sehnsucht nach dem Liebeskusse. Zuweilen küßte er sie flüchtig auf den Nacken, was sie mit einem Händedruck erwiderte. Und sie trugen Verlangen nach einander, obgleich sie sich noch von einander fernhielten; sie wurden durch einen Willen festgehalten und angetrieben, der mächtiger war, als der ihrige: durch das Gespenst der Million.

Lesable erholte sich allmählig und fühlte sich jetzt von einem früher nie gekannten Feuer fortgerissen; er wollte herum rennen wie ein Jöhlen, sich im Grase wälzen, Freudenschreie ausstoßen.

Er hielt die Zeit für gekommen. Es war eine wahre Brautnacht; und dann folgte ein Himmelsmond voll Liebesungen und Hoffnungen.

Doch bald mußten sie die Wahrnehmung machen, daß ihre Versuche fruchtlos, ihr Zutrauen eitel gewesen.

Das war eine Verzweiflung, ein Unglück! Aber Lesable verlor nicht sogleich den Muth; er war hartnäckig und machte übermenschliche Anstrengungen. Seine Frau, die von demselben Verlangen getrieben, von derselben Besorgniß gequält wurde und überdies kräftiger war als er, gab sich willfährig seinen Anstrengungen hin, lud ihn zu Liebesungen ein und überwachte unaufhörlich seinen ermattenden Eifer.

In den ersten Tagen des Monats Oktober kehrten sie nach Paris zurück. Ihr Zusammenleben war jetzt ein unerquickliches; sie sagten einander unliebsame Dinge und Cachelin, der die Sachlage errieth, ärgerte sie noch durch giftige, plumpe Bemerkungen im Style des ehemaligen Soldaten.

Ein Gedanke verfolgte sie jetzt unaufhörlich und stachelte ihre gegenseitige Verbitterung an: der Gedanke an die Erbschaft, die ihnen zu entschlüpfen drohte. Jetzt führte Cora eine laute Sprache und behandelte ihren Gatten ziemlich unsanft, als einen Knaben, als einen Weichling, als einen Mann ohne Bedeutung. Cachelin sagte bei jedem Diner: „Wenn ich reich gewesen wäre, ich hätte viele Kinder gehabt; wenn man arm ist, muß man vernünftig sein.“ Dann zu seiner Tochter gewendet: „Du bist wohl ebenso wie ich; aber . . .“ Und er

warf einen bedeutsamen, geringschätzigen Blick auf seinen Schwiegervater.

Als überlegener Mensch, der in eine Bauernfamilie gerathen, schwieg Lesable auf solche Reden. Im Ministerium fand man, daß er sehr übellaunig sei. Der Chef selbst fragte ihn eines Tages: „Sind Sie nicht krank? Sie scheinen mir verändert.“

Er erwiderte darauf: „Nein, theurer Chef! Ich bin vielleicht ein wenig ermüdet; ich habe in letzter Zeit viel gearbeitet, wie Sie vielleicht gesehen haben.“

Er zählte auf seine Beförderung zum Schlusse des Jahres und hatte in dieser Hoffnung sein arbeitsames Leben eines Musterbeamten wieder aufgenommen. Aber er erhielt nur eine Belohnung in Geld, die geringer ausfiel, als die der Anderen. Sein Schwiegervater Cachelin erhielt gar nichts.

Im Innersten verlegt suchte Lesable wieder den Chef auf und zum ersten Male sprach er ihn jetzt „Mein Herr!“ an. „Was nützt es mir, mein Herr, so zu arbeiten, wie ich arbeite, wenn ich die Früchte dafür nicht ernte?“

Der große Kopf des Amts-Chefs schien beleidigt. „Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, Herr Lesable, daß ich solche Erörterungen zwischen Chef und Beamten nicht zugeben kann. Heute wiederhole ich Ihnen, daß ich Ihre Reklamation unpassend finde, da Sie im Vergleich mit Ihren Kollegen ein reicher Mann sind.“

Lesable konnte sich nicht enthalten auszurufen: „Aber, mein Herr, ich habe nichts! Unsere Tante hat ihr ganzes Vermögen dem ersten Kinde hinterlassen, das uns geboren werden würde. Wir leben von unseren Bezügen, ich und mein Schwiegervater.“

Der Bureau-Chef war überrascht und erwiderte:

„Wenn Sie heute nichts haben, so werden Sie doch eines Tages reich sein. Das wird nicht lange auf sich warten lassen. Die Sache kommt also auf Eins heraus.“

Und Lesable zog sich zurück, von dieser verlorenen Beförderung noch härter betroffen, als von dem Verluste der Erbschaft.

Als Cachelin einige Tage später ins Bureau kam, erschien der schöne Maze mit einem Lächeln auf den Lippen, gleich hinter ihm Pitolet und dann Boissel und alle diese Herren sandten einander vieldeutige Blicke zu. Nur Vater Savon saß unempfindlich bei seiner Kopiarbeit.

Niemand sprach; man schien auf etwas zu warten. Cachelin registrierte den Einlauf, seiner Gewohnheit gemäß das Niederzuschreibende zuerst laut herfagend: „Toulon, Offiziers-Eßgeräthe für das Kriegsschiff „Richelieu.“ — „Brest. Proben mit der neuen englischen Segelleinwand.“ U. s. w. u. s. w.

Jetzt erschien Lesable. Er kam jetzt immer selbst, um die ihn betreffenden Geschäftsstücke zu übernehmen. Sein Schwiegervater nahm sich nicht mehr die Mühe, ihm die Akten durch den Diener hinüberzusenden.

Plötzlich wandte sich Pitolet an den Vater Savon:

„Sagen Sie, Vater Savon, Sie haben wohl in Ihrem Leben Mancherlei gelernt und erfahren?“

Der Alte vermuthete, daß man wieder von seiner Frau reden und sich über ihn lustig machen wolle. Darum schwieg er.

Pitolet fuhr fort:

„Sie haben doch wohl das Geheimniß entdeckt, wie man Kinder erzeugen muß, da Sie deren mehrere hatten?“

Vater Savon schaute auf und erwiderte:

„Sie wissen, Herr Pitolet, daß ich die Späße über diesen Gegenstand nicht liebe. Ich hatte das Unglück, eine unwürdige Lebensgefährtin zu bekommen. Als ich die Beweise ihrer Untreue erlangte, habe ich mich von ihr getrennt.“

Maze fragte ihn in gleichgültigem Tone, ohne zu lachen;

„Sie haben diese Beweise wiederholt erlangt?“

„Ja, mein Herr“ — erwiderte Savon ernst.

Jetzt nahm Pitolet wieder das Wort:

„Das hindert nicht, daß Sie Vater mehrerer Kinder sind; man sagt, Sie hätten deren drei oder vier?“

Der gute Mann ward sehr roth und stammelte:

„Sie wollen mich beleidigen, Herr Pitolet, aber es wird Ihnen nicht gelingen. Meine Frau hatte in der That drei Kinder; ich habe Ursache anzunehmen, daß das erste von mir ist, die zwei anderen verleugne ich.“

Pitolet nahm wieder das Wort:

„Alle Welt sagt in der That, daß das erste Kind von Ihnen sei. Das genügt. Es ist eine schöne Sache, ein Kind zu haben. Ich wette, daß Lesable entzückt wäre, wenn er eines bekäme.“

Cachelin hatte sich in seiner Arbeit unterbrochen. Er lachte nicht, obgleich Vater Savon auch für ihn gewöhnlich der Gegenstand des Hohnes und der Wiseleien war und er oft genug sich über das eheliche Mißgeschick desselben belustigte.

Lesable hatte seine Papiere zusammengenommen; doch da er merkte, daß es auf ihn abgesehen sei, wollte er dableiben. Er war verdrossen und in seinem Stolze gekränkt und suchte zu ermitteln, wer diesen Leuten sein Geheimniß preisgegeben haben mochte. Dann erinnerte er sich dessen, was er dem Chef gesagt hatte und er begriff, daß er sogleich große Energie zeigen müsse, wenn er nicht die Zielscheibe der schlechten Wiße des ganzen Ministeriums werden wolle.

Boissel ging im Zimmer hin und her und fuhr fort zu spötteln. Er ahmte die heiseren Stimmen der Straßenverkäufer nach und rief: „Meine Herrschaften! kaufen Sie das Geheimniß der Kinderzeugung! Nur zwei Sous! Das Geheimniß der Kinderzeugung, mit schrecklichen Details! Entdeckt durch Herrn Savon!“

Alle lachten, nur Lesable und sein Schwiegervater nicht. Pitolet wandte sich an den Registrator. „Was ist denn mit Ihnen, Cachelin? Wo ist Ihre sonstige gute Laune hingekommen? Man sollte glauben, sie fänden es nicht belustigend, daß der Vater Savon von seiner Frau ein Kind bekommen hat? Ich finde Das sehr spaßig. Das kann nicht der erste Beste!“

Lesable fuhr fort, in seinen Papieren herumzukramen und that, als hörte er nicht; doch ward er furchtbar blaß.

Boissel rief jetzt mit seiner Gassenjungen-Stimme: „Von der Nützlichkeit der Leibeserben zur Erlangung von Erbschaften! Zwei Sous!“

Maze, der diese Art von Späßen verachtete und Lesable persönlich grollte, weil er ihm die Hoffnung auf Reichthum, die er im Stillen nährte, benommen hatte, wandte sich jetzt direkt an ihn mit der Frage: „Was ist Ihnen denn, Lesable? Sie sind sehr bleich?“

Lesable erhob den Kopf und schaute seinem Kollegen fest ins Gesicht. Er zögerte einige Sekunden und suchte mit zornbehebenden Lippen, um etwas Verlegendes und Geistreiches zugleich zu sagen; aber da ihm nichts Passendes einfiel, sagte er endlich: „Mir ist nichts! ich bin bloß erstaunt darüber, daß die Herren so viel Scharfsinn entwickeln . . .“

Maze wollte nicht nachgeben. Er hob seine beiden Rockschöße in die Höhe und sagte:

„Man thut was man kann, mein Lieber. Es geht uns wie Ihnen: es gelingt nicht Alles.“

Ein Ausbruch allgemeinen Gelächters schnitt ihm das Wort ab. Der Vater Savon begriff, daß man sich nicht mehr über ihn lustig mache und saß erstaunt, mit offenem Munde da. Cachelin war bereit, mit den Fäusten über den Erstbesten herzufallen.

Lesable stammelte: „Ich verstehe Sie nicht; was soll mir nicht gelungen sein?“

Der schöne Maze ließ einen der Rockschöße fahren, um sich den Schnurbart zu zwirbeln und sagte in gefälligem Tone: „Ich weiß wohl, daß Ihnen gewöhnlich Alles gelingt, was Sie unternehmen; darum that ich unrecht, von Ihnen zu reden. Es handelte sich übrigens um die Kinder des Vaters Savon und nicht um die Ihrigen, da Sie keine haben. Da Sie in Ihren Unternehmungen Erfolg haben, ist es klar, daß wenn Sie keine Kinder haben, Sie keine haben wollten.“

Lesable fragte in rauhem Tone: „In was mengen Sie sich da ein?“

Auf diesen herausfordernden Ton erhöhte auch Maze seine Stimme. „Seien Sie höflicher, sonst sollen Sie es mit mir zu thun haben!“ rief er.

Doch Lesable zitterte vor Wuth und allen Halt verlierend, sagte er: „Herr Maze, ich bin kein großer Geck und kein großer Schönling wie Sie. Ich bitte Sie, künftig zu mir nicht zu reden; ich kümmere mich nicht um Sie und um Leute Ihresgleichen.“ Dabei warf er einen wüthenden Blick auf Pitolet und Boissel.

Maze hatte plötzlich eingesehen, daß in der Ruhe und Ironie die wahre Stärke liege; aber in seiner ganzen Eitelkeit verlegt, wollte er einen Hauptschlag gegen seinen Feind führen. Er sagte denn im Tone eines Beschützers oder wohlwollenden Berathers: „Mein lieber Lesable, Sie übersteigen die gebührenden Schranken. Ich begreife übrigens Ihren Aerger; es ist sehr unangenehm, ein Vermögen zu verlieren, und es wegen einer so geringen, so leichten, so einfachen Sache zu verlieren . . . Wenn Sie wollen, erweise ich Ihnen diesen Dienst, ganz umsonst, aus bloßer Kameradschaft. Es ist ein Geschäft von fünf Minuten.“

Maze hatte noch nicht geendet, als ihm das Tintenfaß des Vaters Savon, von Lesable's Hand geschleudert, an die Brust flog; sein Gesicht war ganz mit Tinte übergossen, im Nu war er in einen Neger verwandelt worden.

Mit wild rollenden Augen und hoch erhobenen Händen stürzte er vor. Allein, Cachelin deckte seinen Schwiegervater; er faßte den langen Maze um den Leib, schüttelte ihn, stieß ihn und hieb auf ihn ein. Endlich riß Maze sich los und erreichte die Thür. „Ihr sollt bald von mir hören!“ schrie er und verschwand.

Pitolet und Boissel folgten ihm. Letzterer erklärte, er habe sich nur deshalb gemäßiget, weil er Jemanden zu tödten fürchtete, wenn er an dem Kampfe theilnehmen würde.

Maze suchte sich von der Tinte zu reinigen, was ihm aber nicht gelingen wollte. Entmuthigt setzte er sich nieder und sagte: „Meine Herren! Nun muß die Ehrenfrage geregelt werden. Wollen Sie mir als Zeugen dienen und in meinem Namen von Herrn Lesable entweder eine ausreichende Erklärung oder Genugthuung mit den Waffen fordern?“

Sie nahmen den Auftrag an und besprachen nun, wie sie vorzugehen hätten. Sie hatten keinen Begriff von solchen Ehrenhändeln, wollten Dies aber nicht eingestehen. Sie beschloffen, einen alten Fregatten-Kapitain zu Rathe zu ziehen, der dem Marine-Ministerium zur Dienstleistung zugetheilt war und hier das Kohlen-Departement leitete. Auch dieser wußte ihnen nichts Besonderes zu sagen; immerhin rieth er ihnen nach einigem Nachdenken, Herrn Lesable aufzusuchen und ihn zu ersuchen, daß er sie mit seinen Bevollmächtigten in Verbindung setzen möge.

Als Lesable die beiden Männer behandschult und mit feierlicher Miene in sein Bureau treten sah, fragte er in schroffem Tone:

„Was wollen Sie?“

Pitolet erwiderte:

„Mein Herr! wir sind von unserem Freunde, Herrn Maze beauftragt, für Ihr Betragen ihm gegenüber eine Entschuldigung oder Genugthuung mit den Waffen von Ihnen zu fordern.“

Lesable war noch immer erbittert und schrie: „Was? Er beschimpft mich und fordert noch Genugthuung? Sagen Sie ihm, daß ich ihn verachte!“

Boissel trat vor und sagte in tragischem Tone: „Mein Herr! Wir werden gezwungen sein, in den Blättern ein Protokoll zu veröffentlichen, das Ihnen sehr unangenehm sein könnte.“

Pitolet fügte boshaft hinzu:

„Und das Ihrer Ehre und Ihrem künftigen Fortkommen sehr abträglich werden könnte.“

Lesable war niedergeschmettert. Was sollte er thun? Er wollte vor Allem Zeit gewinnen. „Meine Herren,“ — sagte er — „Sie werden in einer Viertelstunde meine Antwort haben. Warten Sie im Bureau des Herrn Pitolet.“

Ein Duell! er sollte ein Duell haben!

Erstarrt saß er da. Als friedliebender Mensch hatte er niemals an eine solche Möglichkeit gedacht. Sein Zorn und seine Kraft waren verschwunden; allein der Gedanke an das Aufsehen und an die Meinung der Beamten in den verschiedenen Abtheilungen des Ministeriums richtete seinen Stolz wieder auf und da er keinen Entschluß fassen konnte, begab er sich zum Bureau-Chef, um dessen Rath einzuholen.

Herr Torchebeuf war überrascht und verlegen, als er die Sache hörte. Er schien die Nothwendigkeit einer Begegnung mit den Waffen nicht einzusehen und dachte, daß solche Händel nur dazu führen, den Dienst außer Rand und Band zu bringen.

„Ich kann Ihnen da nichts sagen,“ sprach er endlich. „Das ist ein Ehrenhandel, der mich nicht angeht. Wenn Sie

wollen, empfehle ich Sie dem Herrn Major Bouc. Das ist ein Mann, der sich in solchen Dingen auskennt.“

Der Major Bouc nahm die Mission an und wählte einen Bureau-Souschef zum zweiten Sekundanten.

Boissel und Pitolet erwarteten diese Herren, noch immer behandschuht. Man entlich in einem benachbarten Bureau zwei Sessel, damit alle Welt sitzen könne. Die Herren begrüßten einander sehr ernst und nahmen Platz. Pitolet ergriff das Wort und setzte die Sachlage auseinander. Der Major sagte, nachdem er Alles gehört hatte: „Die Sache ist ernst, scheint mir aber nicht irreparabel zu sein; Alles hängt von dem guten Willen ab.“

Die Geschichte schien dem alten Krieger Spaß zu machen.

Es entspann sich nun eine lange Erörterung, in welcher vier Entwürfe von Erklärungen aufgesetzt wurden, weil die Entschuldigungen gegenseitig sein sollten. Wenn Herr Maze anerkannte, daß er im Prinzip nicht die Absicht hatte, Herrn Lesable zu beleidigen, war Letzterer bereit einzugestehen, daß er Unrecht gehabt, sich von seinem Zorne fortreißen zu lassen und das Tintenfaß nach Maze zu schleudern.

Die vier Mandatare kehrten zu ihren Auftraggebern zurück.

Maze saß vor seinem Pulte und rieb sich bald die eine, bald die andere Wange. Er war in großer Aufregung wegen dieses Duells, obgleich er darauf rechnete, daß sein Gegner den Rückzug antreten werde.

Er las die Erklärungen, die man ihm vorlegte und sagte mit sichtlich Befriedigung: „Das scheint mir durchaus ehrenhaft; ich bin bereit zu unterzeichnen.“

Lesable hatte seinerseits ohne Widerrede die von seinen Zeugen aufgesetzte Erklärung angenommen. Er beschränkte sich auf die Bemerkung: „Da Dies die Ansicht der Herren ist, kann ich mich damit nur zufrieden geben.“

Die vier Bevollmächtigten vereinigten sich von neuem; die Erklärungen wurden ausgetauscht; die Herren begrüßten sich gegenseitig und trennten sich. Der Zwischenfall war erledigt.

In den Bureau des Ministeriums herrschte eine große Aufregung. Die Beamten gingen auf Nachrichten aus, sprachen in jedem Amtszimmer vor, redeten auf den Gängen einander an. Als man erfuhr, daß der Streit ausgetragen sei, schien alle Welt enttäuscht. Jemand ließ die Bemerkung fallen: „Damit hat Lesable noch immer kein Kind.“ Das Wort machte schnell die Runde. Ein Beamter dichtete auf den Vorfall einen Vierzeiligen. Doch in dem Augenblicke, als Alles glücklich beendigt schien, tauchte eine neue Schwierigkeit auf. Boissel fragte: „Welche Haltung werden die beiden Gegner einnehmen, wenn sie einander begegnen? Werden sie einander grüßen oder werden sie thun, als wären sie einander unbekannt?“

Es wurde vereinbart, daß sie sich — wie zufällig — im Bureau des Amts-Chefs treffen und da einige Worte der Höflichkeit austauschen sollten. Diese Höflichkeit wurde sogleich erledigt; dann fuhr Herr Maze in einem Fiaker nach Hause, um sein Gesicht von der Tinte zu reinigen.

Lesable und Cachelin kehrten ebenfalls heim, ohne mit einander zu reden. Sie waren verstimmt, als ob Dasjenige, was vorgefallen, von dem Einen oder dem Andern abgehängt hätte. Zu Hause angelangt schleuderte Lesable seinen Hut hin und schrie seine Frau an:

— Nun hab' ich's aber satt! Deinetwegen habe ich jetzt gar ein Duell! . . .

Sie betrachtete ihn überrascht:

— Ein Duell? fragte sie. Weshalb denn?

— Weil Maze mich Deinetwegen beschimpft hat!

— Meinetwegen? Wieso denn?

Er hatte sich in einen Lehnstuhl geworfen und erwiderte mürrisch:

— Er hat mich beschimpft, mehr brauche ich Dir nicht zu sagen.

Allein, sie wollte Alles wissen.

— Ich will, daß Du mir seine Aeußerungen über mich wiederholest, sagte sie fest.

Lesable erröthete und stammelte:

— Er sagte . . . er sagte . . . er sprach von Deiner Unfruchtbarkeit.

Da fuhr sie fort. Die Galle überließ sie und es schlug die vom Vater ererbte Rohheit durch.

— Was? ich unfruchtbar? plägte sie los. Was weiß denn dieser Kimmel davon? Mit Dir bin ich unfruchtbar, ja; weil Du kein Mann bist! Aber wenn ich einen andern Mann geheirathet hätte, welchen Mann immer, dann hätte ich sicherlich Kinder bekommen. Du hast viel zu reden! Es kommt mir theuer genug zu stehen, daß ich einen solchen Lappen zum Mann bekommen habe! . . . Und was hast Du diesem Halslumpen geantwortet?

Durch diesen Gewittersturm erschreckt stotterte Lesable die Worte hervor:

— Ich habe . . . ihn . . . geohrfeigt.

Sie sah ihn erstaunt an.

— Und was hat er da gethan? fragte sie dann.

— Er hat mir seine Zeugen geschickt.

Sie interessirte sich jetzt für die Geschichte. Wie alle Frauen, zogen die dramatischen Abenteuer sie an. Plötzlich befaßt, ja von einer gewissen Achtung erfaßt für diesen Mann, der im Begriffe stand, sein Leben für sie zu wagen, fragte sie:

— Und wann werdet Ihr Euch schlagen?

— Wir werden uns nicht schlagen, erwiderte er ruhig. Die Sache ist beigelegt. Maze hat mich um Verzeihung gebeten.

Sie sah ihn geringschätzig an und rief:

— So? man hat mich in Deiner Gegenwart beschimpft und Du hast es geschehen lassen und Du schlägst Dich nicht? Das fehlte Dir noch, eine Memme zu sein!

Er war empört.

— Schweig! rief er ihr zu. Ich weiß besser als Du, was ich meiner Ehre schuldig bin. Uebrigens ist hier die Erklärung des Maze. Lies und Du wirst sehen.

Sie las das Papier und errieth Alles.

— Du hast auch eine Erklärung ausgestellt? fragte sie spöttisch. Ihr hattet Furcht, alle Beide. Oh, wie feige sind doch die Männer! Wenn wir Frauen an Eurer Stelle wären . . . Ich bin beschimpft worden, Deine Frau, und Du begnügst Dich mit dem Wisch? Es wundert mich nicht mehr, daß Du nicht fähig bist, ein Kind zu haben; Du bist ebenso weichlich bei Frauen wie bei Männern. Ich habe da einen faubern Papagei erwischt! . . .

Sie hatte plötzlich die Stimme und die Geberden Cachelin's gefunden, diese derben Geberden eines ehemaligen Soldaten. Groß, stark, gesund und frisch, die kräftige, runde Brust vorstreckend und die Hände in die Hüften gestemmt, das Antlitz von Zorn geröthet stand sie vor ihm und betrachtete den vor ihr sitzenden kleinen, glatt rasirten Mann mit der beginnenden Glage. Sie fühlte ein Fickeln in den Fingern und war versucht, ihn zu erwürgen, zu zertreten.

Und sie wiederholte ihm immerfort: „Du vermagst gar nichts, bist zu gar nichts fähig! Auch als Beamter läßt Du Dir Jeden zuvorkommen!“

Jetzt ging die Thür auf und Cachelin erschien, durch den Lärm der lauten Stimmen herbeigelockt. „Was geht hier vor?“ fragte er.

„Ich sage diesem Hanswurst meine Meinung!“ rief sie.

Lesable erhob die Augen und sah jetzt die große Aehnlichkeit zwischen Vater und Tochter. Ihm war, als fielen ihm ein Schleier von den Augen und er sah Beide in derselben Plumpheit ihrer gemeinen Abstammung. Er sah sich verloren, weil er verurtheilt war, für immer zwischen diesen beiden Wesen zu leben.

Cachelin erklärte: „Wenn man wenigstens die Scheidung durchsetzen könnte! Es ist nicht sehr angenehm, einen Kapammer geheirathet zu haben.“

Lesable fuhr mit einem Sage empor; dieses Wort seines Schwiegervaters brachte seine Wuth zum Plagen. Er ging auf Cachelin zu und leuchtete: „Hinaus! . . . hinaus von da! . . . Sie sind in meiner Wohnung, verstehen Sie? Und ich jage Sie hinaus! . . .“ Mit diesen Worten ergriff er von der Kommode eine mit Wasser gefüllte Flasche und schwang sie wie eine Keule.

Cachelin wich eingeschüchtert zurück und verließ das Zimmer, indem er murmelte: „Was sichts ihn denn jetzt wieder an?“

Doch Lesable's Zorn wollte sich nicht legen. Das war zu viel. Er wandte sich zu seiner Frau, die ihn noch immer ein wenig erstaunt über seine Heftigkeit betrachtete, und er schrie, nachdem er die Flasche wieder hingestellt hatte: „Und was Dich betrifft . . . was Dich betrifft . . .“ Er fand nichts Rechtes zu sagen und blieb mit verstörtem Gesichte und stockender Stimme vor ihr stehen.

Sie begann zu lachen.

Angesichts dieser Heiterkeit, die ein neuer Schimpf war, ward er toll; er warf sich auf sie, packte sie mit der linken Hand am Halse, während er mit der rechten sie wüthend ohrfeigte. Sie wich entsetzt zurück, gelangte so bis zum Bette und warf sich rücklings auf dasselbe hin. Doch er ließ nicht locker, sondern hieb immerfort auf sie ein. Endlich richtete er erschöpft, athemlos, beschämt sich auf und stammelte: „Da hast Du's nun! . . . Da hast Du's!“

Aber sie rührte sich nicht, wie wenn er sie getödtet hätte. Sie blieb am Rande des Lagers auf dem Rücken liegen, das Gesicht in beiden Händen versteckt. Er näherte sich ihr verlegen und fragte sich, was nun geschehen würde, und wartete, bis sie das Gesicht enthüllen würde, damit er sehe, was mit ihr vorginge. Als einige Minuten so verstrichen, wuchs seine

Angst und er murmelte: „Cora! hörst Du, Cora?“ Sie antwortete nicht und rührte sich nicht. Was war ihr denn? Was that sie? Und vor Allem: Was hatte sie im Sinn?

Als seine Wuth vorüber war, fast ebenso schnell wie sie gekommen, hatte er das Gefühl, daß er ein schmälicher, fast verbrecherischer Mensch sei. Er hatte eine Frau geprügelt, seine Frau; er, der vernünftige, kühle, wohl erzogene Mann. In der zärtlichen Stimmung, die jetzt bei ihm eingetreten war, fühlte er sich gedrängt ihr zu Füßen zu fallen, sie um Verzeihung zu bitten, diese rothe, mißhandelte Wange zu küssen. Er berührte mit einem Finger leise eine der Hände, in welchen sie das Gesicht barg; sie that, als fühlte sie nichts. Er schmeichelte ihr und liebte sie; aber sie schien es nicht zu bemerken. Jetzt sagte er: „Cora! hörst Du, Cora? Ich habe unrecht gethan!“ Doch sie war wie todt. Jetzt versuchte er, eine Hand zu heben; dies gelang ihm leicht und nun sah er ein Auge, das ihn starr betrachtete. Er fühlte sich durch diesen Blick verwirrt, beunruhigt.

„Höre mich, Cora, sagte er; ich habe mich durch den Zorn fortreißen lassen. Dein Vater hatte mich zum Aeußersten getrieben. Man darf einen Mann nicht so beschimpfen!“

Sie antwortete nicht, als ob sie nichts gehört hätte. Er wußte nicht mehr, was er sagen, was er thun solle. Er küßte sie nahe beim Ohr und als er den Kopf erhob, sah er eine Thräne im Winkel ihres Auges, eine große Thräne, die sich ablöste und dann schnell über ihre Wange lief.

Da fühlte er sich von Kummer erfaßt; er breitete die Arme aus und streckte sich über seine Frau hin. Er entfernte ihre andere Hand mit seinen Lippen und küßte ihr ganzes Gesicht ab, indem er bat: „Vergib mir, meine arme Cora, vergib!“

Sie weinte noch immer, still, ohne Schluchzen, wie man in tiefem Schmerze weint.

Er hielt sie an seiner Brust und sagte ihr alle Zärtlichkeiten, die ihm einfielen; aber sie blieb unempfindlich. Doch hörte sie auf zu weinen.

Als es dunkel ward, bat er sie in einer Weise um Verzeihung, die geeignet war, ihre Hoffnungen neu zu beleben.

Als sie sich erhoben, hatte er seine gewöhnliche Stimme und Miene wiedergefunden, als ob nichts geschehen wäre. Sie schien vielmehr bewegt und redete in sanfterem Tone als sonst, wobei sie ihren Gatten mit unterwürfigen, fast zärtlichen Blicken betrachtete, als ob diese unerwartete Züchtigung ihre Nerven schlaffer, ihr Herz weicher gemacht hätte.

Er sagte ruhig: „Dein Vater langweilt sich wohl allein in seinem Zimmer; Du solltest ihn aufsuchen. Es ist übrigens Essenszeit.“

Es war in der That sieben Uhr und die Magd meldete, daß die Suppe aufgetragen sei. Cachelin erschien ruhig und lächelnd mit seiner Tochter. Man ging zu Tische und plauderte an diesem Tage herzlicher, als seit Langem, als ob ein für Alle erfreuliches Ereigniß eingetreten wäre.

(Fortsetzung folgt.)

6717

KOCKASZÁM: 49

Horváthné

**ORSZÁGOS SZÉCHÉNYI
MAGYAR NEMZETI**

**BIBLIOTHÈQUE NATIONALE
BUDAPEST, HONGRIE**

**SZÉCHÉNYI KÖNYVTÁR
NEMZETI KÖNYVTÁR**

**BIBLIOTHÈQUE SZÉCHÉNYI
EST, HONGRIE**

1979

FM 3 / 3

1890 :

1 : 1

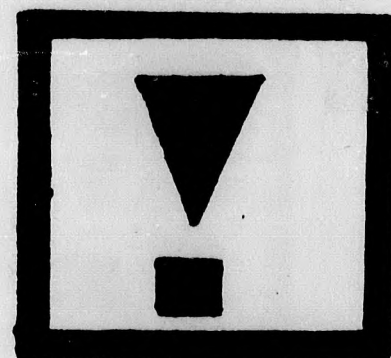
3119

8 4

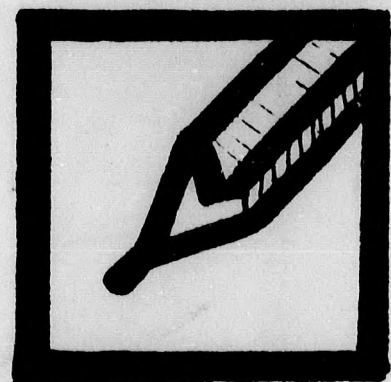
10

AZ OLVASÓ FIGYELMÉBE!

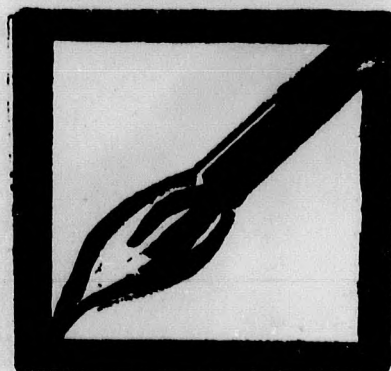
FELVÉTELEINKNÉL A FÉNYKÉPEZÉS
TALÁLT HIÁNYOSSÁGOKAT
JELÖLTÜK



AZ EREDETI
A NYOMTATÁS
OLDAL NEM
RESTAURÁCIÓ
HALVÁNY
LÉSE MI



A FÉNYKÉPEZÉS
TINTÁVA
SOK, BE
LÁLHATÓ



A FÉNYKÉPEZÉS
SZINES

AZ EZT KÖVETŐ FELVÉTELEN
TÁST ADUNK A FÉNYKÉPEZÉS
TALMÁRÓL, A HIÁNYOKRÓL ÉS
LÓ CSONKASÁGOKRÓL, SÉRÜL

ELMÉBEI

A FÉNYKÉPEZETT DOKUMENTUMBAN
SÁGOKAT AZ ALÁBBLIAK SZERINT

AZ EREDETI NEHEZEN OLVASHATÓ.
A NYOMÁS ELMOSÓDOTT, A HÁT-
OLDAL NYOMÁSA ÁTÜT. AZ OLDALT
RESTAURÁLTÁK, EZÉRT A SZÖVEG
HALVÁNYABB. AZ EREDETI SÉRÜ-
LÉSE MIATT A SZÖVEG HIÁNYOS

A FÉNYKÉPEZETT DOKUMENTUMON
TINTÁVAL V. GRAFITTAL ALÁHUZÁ-
SOK, BEJEGYZÉSEK, FOLTOK TA-
LÁLHATÓK

A FÉNYKÉPEZETT DOKUMENTUM
SZINES

ELVÉTELEN RÉSZLETES TÁJÉKOZTA-
FÉNYKÉPEZETT DOKUMENTUM TAR-
NYOKRÓL ÉS AZ ABBAN ELŐFORDU-
RÓL, SÉRÜLÉSEKRŐL

CAVIAR

1890. /5.évf./.

Rendk. mell.: 2 db.:

Borítólepp: 18 db. /

1-18.szám.

1.: 2 db.: 1 számhoz /cl.,tj./.

: 18 db. /A 18.sz. után fényképezve./



G. Sieber f.

BUDAPEST

VERLAG
G. GRIMM

Im Verlage von **Gustav Grimm** in **Budapest**
sind nachstehende Romane erschienen
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Descaves, Lucien. Unteroffiziere („Sous-Offs“).
1 fl. 80 kr. — 3 Mark.

Garborg, Arne. Aus der Männerwelt.	1 fl. 20 — 2 Mark.
Krohg, Chr. Albertine.	1 fl. 20 — 2 Mark.
Maupassant, Guy de. Mont-Oriol.	60 fr. — 1 Mark.
Mendès, Catulle. Zohar.	60 fr. — 1 Mark.
Mendès, Catulle. Die erste Geliebte.	60 fr. — 1 Mark.
Mendès, Catulle. Der nackte Mann.	60 fr. — 1 Mark.
Strindberg, August. Das rothe Zimmer.	2 fl. 40 — 4 Mark.
Strindberg August. Die Verheiratheten.	1 fl. 20 — 2 Mark.
Zola, Emile. Mutter Erde. 2 Bände.	3 fl. 60 — 6 Mark.
Zola, Emile. Nana. 2 Bände.	1 fl. 80 — 3 Mark.
Dasselbe. Illustrierte Ausgabe.	4 fl. 50 — 7 M. 50.
Zola, Emile. Der häusliche Herd. 2 Bände.	3 fl. — — 5 Mark.
Dasselbe. Illustrierte Ausgabe.	4 fl. 50 — 7 M. 50.
Zola, Emile. Paradies der Damen.	1 fl. 80 — 3 Mark.
Zola, Emile. Das Geständniß eines Jünglings.	1 fl. 20 — 2 Mark.
Zola, Emile. Therese Raquin.	1 fl. 20 — 2 Mark.
Zola, Emile. Die Sünde des Priesters.	1 fl. 20 — 2 Mark.
Zola, Emile. Der Wunsch einer Verstorbenen.	1 fl. 20 — 2 Mark.
Zola, Emile. Der Todtschläger.	1 fl. 50 — 2 M. 50.
Zola, Emile. Renata oder die Jagd nach dem Glücke.	1 fl. 50 — 2 M. 50.
Zola, Emile. Die Lebensfreude.	1 fl. 50 — 2 M. 50.
Zola, Emile. Madeleine Férat.	1 fl. 50 — 2 M. 50.
Zola, Emile. Se. Exc. Eugen Rougon.	1 fl. 50 — 2 M. 50.
Zola, Emile. Die Eroberung von Plassans.	1 fl. 50 — 2 M. 50.
Zola, Emile. Die Geheimnisse von Marseille.	2 fl. 40 — 4 Mark.
Zola, Emile. Die Bestie im Menschen. 3 fl. — 5 Mark.	

Die ersten vier complete Jahrgänge des „Caviar“,
1886, 1887, 1888, 1889 sind noch zum Preise von je 8 fl. ü. W.
— 14 Mark, — hochlegant gebunden je 9 fl. 50 kr. ü. W.
— 16 Mark 50 Pf. zu beziehen.